Auf dem Programm vom 11. November war, zur Ansage der Wiederherstellung, ~~eine sanfte~~ Bitte enthalten:

Die Ravag

wird ersucht, das, was sie am 3. November, 20 Uhr, vor Ohrenzeugen mit Nestroys »Zerrissenem« aufgeführt hat, künftig zu unterlassen.

*

Über dieses Werk war die bösartige Kritik des Vormärz im Lobe einig:

‚Theaterzeitung':

Der Beifall war stürmisch, des Hervorrufens kein Ende. Nestroy mußte gewiß im ganzen zwanzigmal nach seinen Szenen, nach seinen ausgezeichneten beiden Couplets, nach dem Fallen des Vorhanges bei den Aktschlüssen erscheinen. Der Beifallsjubel wollte kein Ende nehmen. Dieses Stück wird ganz gewiß ein großer Magnet für die Kassa und oft und mit stets überfülltem Hause gegeben werden.

Herr Saphir muß feststellen:

Das Stück erfreute sich einer ungemein beifälligen Aufnahme. Herr Nestroy wurde etwa dreißigmal im Laufe des Abends gerufen; absonderliches Furore machten die in der Tat vortrefflichen Lieder.

‚Der Wanderer':

In diesen drei Akten dieser Posse ist keine müßige, gedehnte Szene; Witz folgt auf Witz, wie Schlag dem Blitz; man hat Mühe, beim einmaligen Anhören alles aufzufassen, was hier in überschwenglicher Fülle geboten wird. Aber nicht nur das Drollige, auch das Ernste verdient Aufmerksamkeit; es kommen in letzterer Hinsicht Bilder und Vergleichungen zum Vorschein, die an Raimund oder einen noch Höheren erinnern.

Einen ähnlichen Eindruck müssen am 3. November 1935 die Hörer der Ravag empfangen haben. Spaß beiseite, es gäbe in Wien auch heute noch etliche Kräfte, mit denen sich eine mögliche Aufführung zustandebringen ließe (Hr. v. Lassen als Lips, Hr. Kneidinger als Gluthammer, Hr. Wawra als Krautkopf, Frau Seidler oder Keller als Kathi). — Der Vortragende, der noch nie seine Stimme verstellt hat, um die Vieltönigkeit eines Ensembles zu genügen, und dessen mikrophonische Leistung ~~dennoch~~ manchmal den Erfolg hatte, daß etwa angefragt wurde, wer die Darsteller des Rappelkopf, der Köhlerfamilie, des Hannele und insbesondere des Mattern im Gespräch mit dem Fremden gewesen seien — er hat also einen Akt dieses voll und ganz Zerrissenen mitgemacht und war überzeugt, daß da eine einzige Stimme um ein neuartiges Wienerisch bemüht war, quitschverdrossen, mit Tönen so zwischen »Resitant« und jener unheimlichen »Portschunkula«, oft gehört, wenn Samstag nachts angeheiterte Familien nebst Gefolge in endlosem Zug durch eine Drehtür wallen. Die Auffassung, daß Nestroy ein Dialektdichter war, und zwar einer, der noch auf dem renovierten Naschmarkt

dieses Jahrhunderts, lange nach der Frau Sopherl, ~~verstanden~~ würde, stammt von einem kreuzbraven Verehrer der Fackel, dessen Enttäuschung sich nicht auf die unsaubere Art der Auf- und Abtrünnigen Luft machte, aber doch in dem betäubenden Anschluß an alles Mögliche, was der Fackel ein Greuel war und somit auch demjenigen sein mußte, der an ihr geübt zu sein schien, den Atem der Sprache zu auskultieren. »So gibt es halt allerhand Verehrer auf der Welt«, ~~müßte~~ Nestroy, der keinen Hamur verstand, sagen. Wohl hat er seine Figuren einer Vorstadtwelt, seine derberen Chargen/in einem damals noch erträglichen Dialekt sprechen lassen, der/schon im Sprachbau der/ ~~Wenzel~~ Scholz-Typ~~en~~ nicht zuhause war. Die Vorstellung aber, daß die kunstvollen Tiraden/ Sonderlinge und philosopisch/ Gespenster, die/sich ~~Nestroy~~ auf den dürren Leib schrieb, im Munde eines Wasserers haltbar gewesen wären,/ ~~hätte~~ seine galibittere Güte übler empfunden als alles, was ihm zeitgenössischer Mißverstand antun konnte. Selbst der Knieriem (keine eigentliche Nestroy-Partie) verträgt diese Senkung nicht. Die Gesamtausgabe ist gewiß übergenau und hat/ ~~trotz~~/ äußerer Unhandlichkeit/vor dem Schleuderdruck bei Bonz alle möglichen Vorzüge; sie scheint aber leider von der Auffassung, daß Nestroy ein Dialektdichter sei, ~~etwas~~ angezogen zu haben, und wenn wirklich in der Handschrift die liebe Kathi zwischen »Frühstück« und »Fruhstuck« (also Fruahstuck) schwankt, so hat sie ehedem gewiß jenes bevorzugt und erst recht der Herr v. Lips, dessen Sprachweise sich aus der Bauart seiner Sätze ergibt. Zwei Zeitgenossen Nestroys haben dem Vortragenden einst seinen Tonfall reproduziert: preußisch hat er gewiß nicht gesprochen, aber immer noch eher als hausmeisterisch. Man versuche einmal/ den erschütternden Satz des Titus Feuerfuchs über seinen Vater (wo dem Auditorium das Lachen nicht abzugewöhnen ist) ins Weanerische zu übersetzen:

Nein, er betritt ein stilles, abgeschiedenes Geschäft, bei dem die Ruhe das einzige Geschäft ist; er liegt von höherer Macht gefesselt, und doch ist er frei und unabhängig, denn er ist Verweser seiner selbst; — er ist tot.

Manche Wörter sind/schon äußerlich unübersetzbar, alle innerlich: der Gedanke entzieht sich dem geistigen Niveau des Dialekts, der ihn mit ~~einer~~ Kotze erschlägt (a stilles, abgschiedens Gschäft; Varwäsa seina sölbst). Die Einwendung, daß/Titus/ ein angemaßtes

Hochdeutsch spreche, trifft nicht zu, oder sie gilt für alle Wendungen und Windungen jeder dieser unwirklichen Figuren, die hoch über ihrem Milieu denken und reden. Daß sie einen Anflug von Wienertum vertragen, versteht sich in dem Maße, als dieser Patriziersohn natürlich ein anderes Hochdeutsch sprach als ein berlinischer Nestroy gesprochen hätte, ein feines und gut deutsches Wienerisch, wie es heute noch von alten Sektionschefs oder Richtern gesprochen werden mag, eher als von deren jüngeren Vorgesetzten oder deren Unterbeamten und sonstigen Kleinbürgern. Die Nestroysche Sprachwelt ist weder vom realen Volkston noch etwa von gestelztem Hochdeutsch erfüllt, und ihr Unnachahmliches liegt in einem gewendeten Schillerpathos, das nur der plötzliche Ausdruck einer Trivialität von der Redeweise der Mortimer und Carlos unterscheidet. Den eigentlichen Nestroy-Typus mit Hernalser Gaumenbelag produzieren zu wollen, ist nicht minder vergebliches Bemühen als der Versuch, Sätze von Lichtenberg nach Lichtenthal zu verpflanzen. Ein kleiner Vorstadtkomiker sprach einmal im »Biberpelz« ~~wie folgt~~ norddeutsch:

Eet kraecht Frau Wodlfen, deet sag ik Ihnen, und ween eet kraecht, deen haitet gekracht.

~~Jeder Konsonent hatte ganz hinten sein l (edl).~~ Ein Urwiener, der nicht einen Satz einer Nestroy-Rolle sprechen könnte. Der ~~Norddeutsche~~ Beckmann hat es getroffen und ~~wie überliefert wird~~, den Knieriem noch besser als dessen Autor gespielt und zum Entzücken Kierkegaards den Helden des »Talisman«. Könnte es einen stärkeren Beweis für die lokale Unbegrenztheit dieser Sprachschöpfungen geben? Phantastischer als das Jean Paulhafte Gemälde vom Erwachen eben jenes Titus — welches er aus einem Glasscherben, der vielleicht einst Spiegel war und worin er einen eisgrauen Kopf als den seinen erkennt, vorspiegelt — wäre die Möglichkeit, ein solches Stück Dichtung, das natürlich die Vision durch Lokalismen unterbricht, in Kasmaders Tonart zu übersetzen. Der Ravag, die dergleichen, dem eigenen Trieb wie dem der Hörerschaft gehorchend, als »Gspaß« inszeniert, ist es durchaus zuzutrauen. Denn das eben fund nicht das von Medach) ist ~~ja~~ die Tragödie der Menschheit, daß die Technik diese in einem geistigen Zustand antrifft,

wo ihr Gebrauch sich nicht mehr lohnt ~~und~~ wo kein Exzeß zeitigen Schaffens so widernatürlich sein könnte wie die Berufung und Benützung von Kulturwerken der Vergangenheit. Bodenständig ist Nestroy in der Sprache. Hat also eigentlich mit Nüchtern oder Schreyvogl (der längst verschmäht, Friedl zu heißen, aber ~~did~~ Verwechslung mit dem einstigen Burgtheaterdirektor ~~keines wegs ablehnt~~) keine unterirdische Verbindung; freilich auch nicht mit Stelzhamer oder Rosegger. In dem geistigen Bild, das Zeit und Ort gewähren, fehlt er, ohne zu fehlen; er wäre nicht einmal imstande, seiner Leere nahezutreten, und es ist ~~völlig~~ stilgerecht, daß er — mit Raimund und Stifter — in einer »Schau« österreichischen Kulturbesitzes eben dort fehlt, wo sich an den »in unvergänglicher Größe vor uns stehenden Dichtergenius Grillparzer« unmittelbar Johann Nepomuk Vogl und Johann Gabriel Seidl anschließen. Man könnte nun zwar — bei aller Hochachtung vor Grillparzers antibanalem Denken — sehr wohl der Ansicht sein, daß ein Satz von Nestroy hundert Verse der »Ahnfrau«, ja noch weniger, aufwiegt; aber da kann man halt nichts machen, oder auch »sei's«, wie Grillparzer gesagt hat. Denn obschon es zweifellos, letzten Endes, wichtiger als alles wäre, auch im Kulturraum des Donaubeckens die Belange des Geistes zu hüten, so muß man bei allgemeiner Leibesgefahr doch zunächst Gott danken, wenn ein Bollwerk keine Phrase ist.

Auf dem Programm vom 11. November war, zur Ansage der Wiederherstellung, die Bitte enthalten:

Die Ravag

wird ersucht, das, was sie am 3. November, 20 Uhr, vor Ohrenzeugen mit Nestroys »Zerrissenem« aufgeführt hat, künftig zu unterlassen.

*

Über dieses Werk war die bösartige Kritik des Vormärz im Lobe einig:

‚Theaterzeitung':

Der Beifall war stürmisch, des Hervorrufens kein Ende. Nestroy mußte gewiß im ganzen zwanzigmal nach seinen Szenen, nach seinen ausgezeichneten beiden Couplets, nach dem Fallen des Vorhanges bei den Aktschlüssen erscheinen. Der Beifallsjubel wollte kein Ende nehmen. Dieses Stück wird ganz gewiß ein großer Magnet für die Kassa und oft und mit stets überfülltem Hause gegeben werden.

Herr Saphir (‚Der Humorist') muß trotz aller Abneigung feststellen:

Das Stück erfreute sich einer ungemein beifälligen Aufnahme. Herr Nestroy wurde etwa dreißigmal im Laufe des Abends gerufen; absonderliches Furore machten die in der Tat vortrefflichen Lieder.

‚Der Wanderer':

In diesen drei Akten dieser Posse ist keine müßige, gedehnte Szene; Witz folgt auf Witz, wie Schlag dem Blitz; man hat Mühe, beim einmaligen Anhören alles aufzufassen, was hier in überschwenglicher Fülle geboten wird. Aber nicht nur das Drollige, auch das Ernste verdient Aufmerksamkeit; es kommen in letzterer Hinsicht Bilder und Vergleichungen zum Vorschein, die an Raimund oder einen noch Höheren erinnern.

Einen ähnlichen Eindruck müssen am 3. November 1935 die Hörer der Ravag empfangen haben. Doch Spaß beiseite, es gäbe in Wien auch heute noch etliche Kräfte, mit denen sich eine mögliche Aufführung zustandebringen ließe (Hr. v. Lessen als Lips, Hr. Kneidinger als Gluthammer, Hr. Wawra als Krautkopf, Frau Seidler oder Frl. Keller als Kathi). — Der Vortragende, der noch nie seine Stimme verstellt hat, um der Vieltönigkeit eines Ensembles zu genügen, und dessen mikrophonische Leistung gleichwohl manchmal den Erfolg hatte, daß etwa angefragt wurde, wer die Darsteller des Rappelkopf, der Köhlerfamilie, des Hannele und insbesondere des Mattern im Gespräch mit dem Fremden gewesen seien — er hat also einen Akt dieses voll und ganz Zerrissenen mitgemacht und war überzeugt, daß da eine einzige Stimme um ein neuartiges Wienerisch bemüht war, quietschverdrossen, mit Tönen so zwischen »Resitant« und jener unheimlichen »Portschunkula«, oft gehört, wenn Samstag nachts angeheiterte Familien nebst Gefolge in endlosem Zug durch eine Drehtür wallen. Die Auffassung, daß Nestroy ein Dialektdichter war, und gar einer, der noch auf dem renovierten Naschmarkt

dieses Jahrhunderts, lange nach der Frau Sopherl, goutiert würde, stammt von einem kreuzbraven Verehrer der Fackel, dessen Enttäuschung sich nicht auf die unsaubere Art der Auf- und Abtrünnigen Luft machte, aber doch in dem betäubenden Anschluß an alles Mögliche, was der Fackel ein Greuel war und somit auch demjenigen sein mußte, der an ihr geübt ~~zu sein~~ schien, den Atem der Sprache zu auskultieren. »So gibt es halt allerhand Verehrer auf der Welt«, würde Nestroy, der keinen Hamur verstand, ~~sagen~~; Wohl hat er seine Figuren einer Vorstadtwelt, seine derberen Chargen, in einem damals noch erträglichen Dialekt sprechen lassen, der freilich schon im Sprachbau des Scholz-Typus nicht zuhause war. Die Vorstellung aber, daß die kunstvollen Tiraden der Sonderlinge und philosophischen Gespenster, die er sich selber auf den dürren Leib schrieb, im Munde eines Wasserers haltbar gewesen wären, dergleichen hätte seine gallbittere Güte übler empfunden als alles, was ihm zeitgenössischer Mißverstand antun konnte. Selbst der Knieriem (keine eigentliche Nestroy-Partie) verträgt diese Senkung nicht. Die Gesamtausgabe ist gewiß übergenau und hat, trotz äußerer Unhandlichkeit, vor dem Schleuderdruck bei Bonz alle möglichen Vorzüge; sie scheint aber leider von der Auffassung, daß Nestroy ein Dialektdichter sei, ein wenig angezogen zu haben, und wenn wirklich in der Handschrift die liebe Kathi zwischen »Frühstück« und »Fruhstuck« ~~(also Fruahstuck)~~ schwankt, so hat sie ehedem gewiß jenes bevorzugt und erst recht der Herr v. Lips, dessen Sprechweise ~~sich aus~~ der Bauart seiner Sätze ergibt. Zwei Zeitgenossen Nestroys haben dem Vortragenden einst seinen Tonfall reproduziert: ~~preußisch~~ hat er gewiß nicht gesprochen, aber immer noch eher als hausmeisterisch. Man versuche einmal, den erschütternden Satz des Titus Feuerfuchs über seinen Vater (wo dem Auditorium das Lachen nicht abzugewöhnen ist) ins Weanerische zu übersetzen:

Nein, er betreibt ein stilles, abgeschiedenes Geschäft, bei dem die Ruhe das einzige Geschäft ist; er liegt von höherer Macht gefesselt, und doch ist er frei und unabhängig, denn er ist Verweser seiner selbst; — er ist tot.

Manche Wörter sind ~~da~~ schon äußerlich unübersetzbar, alle innerlich: der Gedanke entzieht sich dem geistigen Niveau des Dialekts, der ihn mit der Kotze erschlägt (a stülles, obgschiadens Gschäft; Varwäsa seina sölbst). Die Einwendung, daß ~~hier~~ das

Beispiel nicht gelte, weil Titus hier ein angemaßtes Hochdeutsch spreche, trifft nicht zu, oder sie gilt für alle Wendungen und Windungen jeder dieser unwirklichen Figuren, die hoch über ihrem Milieu denken und reden. Daß sie einen Anflug von Wienertum vertragen, versteht sich in dem Maße, als dieser Patriziersohn im Leben natürlich ein anderes Hochdeutsch sprach als ein berlinischer Nestroy gesprochen hätte, ein feines und gut deutsches Wienerisch, wie es ~~heute~~ noch von alten Sektionschefs oder Richtern gesprochen werden mag, eher als von deren jüngeren Vorgesetzten oder ~~deren~~ Unterbeamten und sonstigen Kleinbürgern. Die Nestroysche Sprach~~welt~~ ist weder vom ~~realen~~ Volkston noch etwa von gestelztem Hochdeutsch erfüllt, und ihr Unnachahmliches liegt in einem gewendeten Schillerpathos, das nur der plötzliche Ausdruck einer Trivialität von der Redeweise der Mortimer und Carlos unterscheidet. Den eigentlichen Nestroy-Typus mit Hernalser Gaumenbelag produzieren zu wollen, ist nicht minder vergebliches Bemühen als der Versuch, Sätze von Lichtenberg nach Lichtenthal zu verpflanzen. Wo bei Nestroy eine Figur nicht ausdrücklich im Dialekt lebt (Zopf in »Eisenbahnheiraten«), ist ihr mit keinem beizukommen, am wenigsten mit Stoarisch (Hr. Mayrhofer im heutigen Burgtheater) oder mit jenem unaustilgbaren Wienerisch, bei dem jeder Konsonant ganz hinten sein l sitzen hat (edl), eine Mundart, die überhaupt nicht bühnenfähig ist, höchstens, mit bewußter Anwendung, für Gestalten wie den Selcher-Parvenü in »Liebesgeschichten und Heiratssachen«. Ein kleiner Vorstadtkomiker sprach einmal im »Biberpelz« etwa das Folgende ~~norddeutsch~~:

Eet kraacht, Frau Wodlfen, deet sag ik Ihnen, und ween eet kraacht, deen hattet gekraacht.

Ein Urwiener, der nicht einen Satz einer Nestroy-Rolle sprechen könnte. Der Hamburger Karl Treumann, der Rostocker Knaack hat es getroffen und insbesondere der Breslauer Beckmann, der den Knieriem ~~noch~~ besser als dessen Autor gespielt haben soll und zum Entzücken Kierkegaards den Helden des »Talisman«. Könnte es einen stärkeren Beweis für die lokale Unbegrenztheit dieser Sprachschöpfungen geben? Phantastischer als das Jean Paulhafte Gemälde vom Erwachen eben jenes Titus — welches er aus »einem Glasscherben, der vielleicht einst Spiegel war« und worin er einen eisgrauen Kopf als den seinen erkennt, vorspiegelt — wäre die Möglichkeit, ein solches Stück Dichtung, das natürlich die Vision durch Lokalismen unterbricht, in Kasmaders Tonart zu übersetzen. Der Ravag, die dergleichen, dem eigenen Trieb wie dem der Hörerschaft gehorchend, als »Gspaß« inszeniert, ist es durchaus zuzutrauen. Denn das eben (und nicht das von Madách) ist die Tragödie der Menschheit, daß die Technik ~~diese~~ in einem geistigen Zustand antrifft,

wo ihr Gebrauch sich nicht mehr lohnt, wo aber auch kein Exzeß zeitigen Schaffens so widernatürlich sein könnte wie die Berufung und Benützung von Kulturwerten der Vergangenheit. Bodenständig ist Nestroy in der Sprache. Hat also eigentlich mit Nüchtern oder Schreyvogl (der längst verschmäht, Friedl zu heißen, aber die Verwechslung mit dem einstigen Burgtheaterdirektor nicht abzulehnen scheint) keine unterirdische Verbindung; freilich auch nicht mit Stelzhamer oder Rosegger. In dem geistigen Bild, das Zeit und Ort gewähren, fehlt er, ohne zu fehlen; er wäre nicht einmal imstande, seiner Leere nahezutreten, und es ist durchaus stilgerecht, daß er — mit Raimund und Stifter — in einer Betrachtung, oder sagen wir »Schau«, österreichischen Kulturbesitzes ~~eben~~ dort ~~fehlt~~, wo sich an den »in unvergänglicher Größe vor uns stehenden Dichtergenius Grillparzer« unmittelbar Johann Nepomuk Vogl und Johann Gabriel Seidl anschließen. Man könnte nun zwar — bei aller Hochachtung vor Grillparzers antibanalem Denken — sehr wohl der Ansicht sein, daß ein Satz von Nestroy hundert Verse der »Ahnfrau« aufwiegt, ja noch weniger; aber da kann man halt nichts machen, oder ~~auch~~ »sei's«, wie Grillparzer gesagt hat. Denn obschon es zweifellos, letzten Endes, wichtiger als alles wäre, ~~auch~~ im Kulturraum des Donaubeckens die Belange des Geistes zu hüten, so muß man bei allgemeiner Leibesgefahr doch zunächst Gott danken, wenn ein Bollwerk keine Phrase ist.

Auf dem Programm vom 11. November war, zur Ansage der Wiederherstellung, die Bitte enthalten:

Die Ravag

wird ersucht, das, was sie am 3. November, 20 Uhr, vor Ohrenzeugen mit Nestroys »Zerrissenem« aufgeführt hat, künftig zu unterlassen.

*

Über dieses Werk war die bösartige Kritik des Vormärz im Lobe einig:

‚Theaterzeitung':

Der Beifall war stürmisch, des Hervorrufens kein Ende. Nestroy mußte gewiß im ganzen zwanzigmal nach seinen Szenen, nach seinen ausgezeichneten beiden Couplets, nach dem Fallen des Vorhanges bei den Aktschlüssen erscheinen. Der Beifallsjubel wollte kein Ende nehmen. Dieses Stück wird ganz gewiß ein großer Magnet für die Kassa und oft und mit stets überfülltem Hause gegeben werden.

Herr Saphir (‚Der Humorist') mußte trotz aller Abneigung ~~feststellen:~~

Das Stück erfreute sich einer ungemein beifälligen Aufnahme. Herr Nestroy wurde etwa dreißigmal im Laufe des Abends gerufen; absonderliches Furore machten die in der Tat vortrefflichen Lieder.

‚Der Wanderer':

In diesen drei Akten dieser Posse ist keine müßige, gedehnte Szene; Witz folgt auf Witz, wie Schlag dem Blitz; man hat Mühe, beim einmaligen Anhören alles aufzufassen, was hier in überschwenglicher Fülle geboten wird. Aber nicht nur das Drollige, auch das Ernste verdient Aufmerksamkeit; es kommen in letzterer Hinsicht Bilder und Vergleichungen zum Vorschein, die an Raimund oder einen noch Höheren erinnern.

Einen ähnlichen Eindruck müssen am 3. November 1935 die Hörer der Ravag empfangen haben. Doch Spaß beiseite, es gäbe in Wien auch heute noch ein paar Kräfte, mit denen sich eine mögliche Aufführung zustandebringen ließe (Hr. v. Lessen als Lips, Hr. Kneidinger als Gluthammer, Hr. Wawra als Krautkopf, Frau Seidler oder Frl. Keller als Kathi). — Der Vortragende, der noch nie seine Stimme verstellt hat, um der Vieltönigkeit eines Ensembles zu genügen, und dessen mikrophonische Leistung gleichwohl manchmal den Erfolg hatte, daß etwa angefragt wurde, wer die Darsteller des Rappelkopf, der Köhlerfamilie, des Hannele und insbesondere des Mattern im Gespräch mit dem Fremden gewesen seien — er hat also einen Akt dieses voll und ganz Zerrissenen mitgemacht und war überzeugt, daß da eine einzige Stimme um ein neuartiges Wienerisch bemüht war, quietschverdrossen, mit Tönen so zwischen »Resitant« und jener unheimlichen »Portschunkula«, oft gehört, wenn in der Nacht ~~auf den~~ Sonntag angeheiterte Familien nebst Gefolge in endlosem Zug durch die Drehtür wallen. (~~Ein Lachen~~) das fast schon ~~ein~~ Erbrechen ist. Der führende Schalk bestellt »noch etwas zur Erwärmung der Gemüter« — eine Wendung, die ~~uns~~ nach jahrelangem Suchen endlich mit den gehörigen Anführungszeichen, in der ‚Reichspost' aufstieß —, behauptet plötzlich, er sei ein blutwürstiger Dieterich, und läßt Grammophon und Radio ~~Dialektzeitig~~ laufen, dessen Wochenprogramm er ohne Weiteres zusammenstellen könnte. Die Damen gehen paarweis auf die Toilette.) Mit solchem Brauchtum hat Nestroy nicht das Geringste zu schaffen. Die Auffassung, daß er ein Dialektdichter war, und gar einer, der noch auf dem renovierten Naschmarkt

dieses Jahrhunderts, lange nach der Frau Sopherl, goutiert würde, stammt von einem kreuzbraven Verehrer der Fackel, dessen Enttäuschung sich nicht auf die unsaubere Art der Auf- und Abtrünnigen Luft machte, aber doch in dem betäubenden Anschluß an alles Mögliche, was der Fackel ein Greuel war und somit auch demjenigen sein mußte, der an ihr geübt schien, den Atem der Sprache zu auskultieren. »So gibt es halt allerhand Verehrer auf der Welt«, würde Nestroy, der keinen Hamur verstand, ergänzen. Wohl hat er seine Figuren einer Vorstadtwelt, seine derberen Chargen, in einem damals noch erträglichen Dialekt sprechen lassen, der freilich schon im Sprachbau des Scholz-Typus nicht zuhause war. Die Vorstellung aber, daß die kunstvollen Tiraden der Sonderlinge und philosophischen Gespenster, die er sich ~~selber~~ auf den dürren Leib schrieb, im Munde eines Wasserers haltbar gewesen wären, dergleichen hätte seine gallbittere Güte übler empfunden als alles, was ihm zeitgenössischer Mißverstand antun konnte. Selbst der Knieriem, keine eigentliche Nestroy-Partie, verträgt diese Senkung nicht. Die Gesamtausgabe ist gewiß übergenau und hat, trotz äußerer Unhandlichkeit, vor dem Schleuderdruck bei Bonz alle möglichen Vorzüge; sie scheint aber leider von der Auffassung, daß Nestroy ein Dialektdichter sei, ein wenig angezogen zu haben, und wenn wirklich in der Handschrift die liebe Kathi zwischen »Frühstück« und »Fruhstuck« schwankt, so hat sie ehedem gewiß jenes bevorzugt und erst recht der Herr v. Lips, dessen Sprechweise ~~sich aus~~ der Bauart seiner Sätze ~~ergibt~~ und der wohl nur in der Verkleidung des Bauernknechts ~~das~~ »Fruahstuck« begeht. Zwei Zeitgenossen Nestroys haben dem Vortragenden einst seinen Tonfall reproduziert: hochdeutsch hat er gewiß nicht gesprochen, aber immer noch eher als hausmeisterisch. Man versuche einmal, den erschütternden Satz des Titus Feuerfuchs über seinen Vater (wo dem Auditorium das Lachen nicht abzugewöhnen ist) ins Weanerische zu übersetzen:

Nein, er betreibt ein stilles, abgeschiedenes Geschäft, bei dem die Ruhe das einzige Geschäft ist; er liegt von höherer Macht gefesselt, und doch ist er frei und unabhängig, denn er ist Verweser seiner selbst; — er ist tot.

Manche Wörter + gleich »betreibt« + sind schon äußerlich unübersetzbar, alle innerlich: der Gedanke entzieht sich dem geistigen Niveau des Dialekts, der ihn mit der Kotze erschlägt (a stülles, obgschiadens Gschaft; Varwäsa sei'na sölbst). Die Einwendung, daß

das Beispiel nicht ~~gelte~~ weil Titus hier ein angemaßtes Hochdeutsch spreche, ~~trifft nicht zu~~ oder sie gilt für alle Wendungen und Windungen jeder dieser unwirklichen Figuren, die hoch über ihrem Milieu denken und reden. Daß sie einen Anflug von Wienertum ~~vertragen~~ versteht sich in dem Maße, als dieser Patriziersohn im Leben natürlich ein anderes Hochdeutsch sprach als ein berlinischer Nestroy gesprochen hätte, ein feines und gut deutsches Wienerisch, wie es noch von Überlebenden einer Kulturwelt gesprochen werden mag, von alten Sektionschefs oder Richtern, eher als von deren jüngeren Vorgesetzten ~~oder den~~ Unterbeamten und sonstigen Kleinbürgern. Die Nestroysche Sprachregion ist weder vom wirklichen Volkston noch etwa von ~~gestelzten~~ Hochdeutsch erfüllt, und ihr Unnachahmliches liegt in einem gewendeten Schillerpathos, das nur der plötzliche Ausdruck einer Trivialität von der Redeweise der Mortimer und Carlos unterscheidet. Den eigentlichen Nestroy-Typus mit Hernalser Gaumenbelag produzieren zu wollen, ist nicht minder vergebliches Bemühen als der Versuch, Sätze von Lichtenberg nach Lichtenthal zu verpflanzen. Wo bei Nestroy eine Figur nicht ausdrücklich in einem Dialekt lebt (Zopak in »Eisenbahnheiraten«), ist ihr mit keinem beizukommen, am wenigsten mit ~~Stö~~risch (Hr. Maierhofer im heutigen Burgtheater) oder mit jenem unaustilgbaren Wienerisch, bei dem jeder Konsonant ganz hinten sein l sitzen hat (edl), eine Mundart, die überhaupt nicht bühnenfähig ist, höchstens, mit bewußter Anwendung, für Gestalten wie den Selcher-Parvenü in »Liebesgeschichten und Heiratssachen«. Ein kleiner Vorstadtkomiker sprach einmal im »Biberpelz« etwa ~~das~~ folgende auf preußisch:

Eet kraacht, Frau Wodlfen, deet sag ik Ihnen, und ween eet kraacht, deen hattet gekraacht.

Ein Urwiener, der nicht einen Satz einer Nestroy-Rolle sprechen könnte. Der Hamburger Karl Treumann, der Rostocker Knaack hat es getroffen und insbesondere der Breslauer Beckmann, der den Knieriem ~~besser~~ als dessen ~~Autor~~ gespielt haben soll und zum Entzücken Kierkegaards den Helden des »Talisman«. Könnte es einen stärkeren Beweis für die lokale Unbegrenztheit dieser Sprachschöpfungen geben? Phantastischer als das Jean Paulhafte Gemälde vom Erwachen eben jenes Titus — welches er aus »einem Glasscherben, der vielleicht einst Spiegel war« und in dem er einen eisgrauen Kopf als den seinen erkennt, vorspiegelt — wäre die Möglichkeit, ein solches Stück Dichtung, das natürlich die Vision durch Lokalismen unterbricht, in Kasmaders Tonart zu übersetzen. Der Ravag, die dergleichen, dem eigenen Trieb wie dem der Hörerschaft gehorchend, als »Gspaß« inszeniert, ist es durchaus zuzutrauen. Denn das eben (und nicht das von Madách) ist die Tragödie der Menschheit, daß die Technik sie in einem geistigen Zustand antrifft,

wo ihr Gebrauch sich nicht mehr lohnt, wo aber auch kein Exzeß zeitigen Schaffens so widernatürlich sein könnte wie die Berufung und Benützung von Kulturwerten der Vergangenheit. Bodenständig ist Nestroy in der Sprache. Hat also eigentlich mit Nüchtern oder Schreyvogl (der längst verschmäht, Friedl zu heißen, aber die Verwechslung mit dem einstigen Burgtheaterdirektor nicht abzulehnen scheint) keine unterirdische Verbindung; freilich auch nicht mit Stelzhamer oder Rosegger. In dem geistigen Bild, das Zeit und Ort gewähren, fehlt er, ohne zu fehlen; er wäre nicht einmal imstande, seiner Leere nahezutreten, und es ist durchaus stilgerecht, daß er — mit Raimund und Stifter — in einer Betrachtung (oder sagen wir »Schau« österreichischen Kulturbesitzes eben dort nicht vorkommt, wo sich an den »in unvergänglicher Größe vor uns stehenden Dichtergenius Grillparzer« unmittelbar Johann Nepomuk Vogl und Johann Gabriel Seidl anschließen. Man könnte nun zwar — bei aller Hochachtung vor Grillparzers antibanalem Denken — sehr wohl der Ansicht sein, daß ein Satz von Nestroy hundert Verse der »Ahnfrau« aufwiegt, ja noch weniger; aber da kann man halt nichts machen, oder auch »sei's« sagen, wie Grillparzer gesagt hat. Denn obschon es zweifellos, letzten Endes, wichtiger als alles wäre, auch im Kulturraum des Donaubeckens die Belange des Geistes zu hüten, so muß man bei allgemeiner Leibesgefahr doch zunächst Gott danken, wenn ein Bollwerk keine Phrase ist.

Auf dem Programm vom 11. November war, zur Ansage der Wiederherstellung, die Bitte enthalten:

Die Ravag

wird ersucht, das, was sie am 3. November, 20 Uhr, vor Ohrenzeugen mit Nestroys »Zerrissenem« aufgeführt hat, künftig zu unterlassen.

*

Über dieses Werk war die bösartige Kritik des Vormärz im Lobe einig:

‚Theaterzeitung':

Der Beifall war stürmisch, des Hervorrufens kein Ende. Nestroy mußte gewiß im ganzen zwanzigmal nach seinen Szenen, nach seinen ausgezeichneten beiden Couplets, nach dem Fallen des Vorhanges bei den Aktschlüssen erscheinen. Der Beifallsjubel wollte kein Ende nehmen. Dieses Stück wird ganz gewiß ein großer Magnet für die Kassa und oft und mit stets überfülltem Hause gegeben werden.

Herr Saphir (‚Der Humorist') mußte trotz aller Abneigung zugeben:

Das Stück erfreute sich einer ungemein beifälligen Aufnahme. Herr Nestroy wurde etwa dreißigmal im Laufe des Abends gerufen; absonderliches Furore machten die in der Tat vortrefflichen Lieder.

‚Der Wanderer':

In diesen drei Akten dieser Posse ist keine müßige, gedehnte Szene; Witz folgt auf Witz, wie Schlag dem Blitz; man hat Mühe, beim einmaligen Anhören alles aufzufassen, was hier in überschwenglicher Fülle geboten wird. Aber nicht nur das Drollige, auch das Ernste verdient Aufmerksamkeit; es kommen in letzterer Hinsicht Bilder und Vergleichungen zum Vorschein, die an Raimund oder einen noch Höheren erinnern.

Einen ähnlichen Eindruck müssen am 3. November 1935 die Hörer der Ravag empfangen haben. Doch Spaß beiseite, es gäbe in Wien auch heute noch ein paar Kräfte, mit denen sich eine mögliche Aufführung zustandebringen ließe (Hr. v. Lessen als Lips, Hr. Kneidinger als Gluthammer, Hr. Wawra als Krautkopf, Frau Seidler oder Frl. Keller als Kathi). — Der Vortragende, der noch nie seine Stimme verstellt hat, um der Vieltönigkeit eines Ensembles zu genügen, und dessen mikrophonische Leistung gleichwohl manchmal den Erfolg hatte, daß etwa angefragt wurde, wer die Darsteller des Rappelkopf, der Köhlerfamilie, des Hannele und insbesondere des Mattern im Gespräch mit dem Fremden gewesen seien — er hat also einen Akt dieses voll und ganz Zerrissenen mitgemacht und war überzeugt, daß da eine einzige Stimme um ein neuartiges Wienerisch bemüht war, quietschverdrossen, mit Tönen so zwischen »Resitant« und jener unheimlichen »Portschunkula«, oft gehört, wenn in der Nacht zum Sonntag angeheiterte Familien nebst Gefolge in endlosem Zug durch die Drehtür wallen. (Gelächter, das fast schon Erbrechen ist. Der führende Schalk bestellt »noch etwas zur Erwärmung der Gemüter« — eine Wendung, die mir nach jahrelangem Suchen endlich ~~mit den gehörigen Anführungszeichen~~ in der ‚Reichspost' aufstieß —, behauptet plötzlich, er sei ein blutwürstiger Dieterich, und läßt Grammophon und Radio laufen, dessen Wochenprogramm er, wiewohl nicht ganz nüchtern, ohne Weiteres zusammenstellen könnte. Die Damen gehen paarweis auf die Toilette.) Mit solchem Brauchtum hat Nestroy nicht das Geringste zu schaffen. Die Auffassung, daß er ein Dialektdichter war, und gar einer, der noch auf dem renovierten Naschmarkt

dieses Jahrhunderts, lange nach der Frau Sopherl, goutiert würde, stammt von einem kreuzbraven Verehrer der Fackel, dessen Enttäuschung sich nicht auf die unsaubere Art der Auf- und Abtrünnigen Luft machte, aber doch in dem betäubenden Anschluß an alles Mögliche, was der Fackel ein Greuel war und somit auch demjenigen sein müßte, der an ihr geübt schien, den Atem der Sprache zu auskultieren. »So gibt es halt allerhand Verehrer auf der Welt«, würde Nestroy, der keinen Hamur verstand, ergänzen. Wohl hat er seine Figuren einer Vorstadtwelt, seine derberen Chargen, in einem damals noch erträglichen Dialekt sprechen lassen, der freilich ~~schon~~ im Sprachbau des robusten Scholz-Typus nicht zuhause war. Die Vorstellung aber, daß die kunstvollen Tiraden der Sonderlinge und philosophischen Gespenster, die er sich auf den dürren Leib schrieb, im Munde eines Wasserers haltbar gewesen wären, dergleichen hätte seine gallbittere Güte übler empfunden als alles, was ihm zeitgenössischer Mißverstand antun konnte. ~~Selbst~~ der Knieriem, keine eigentliche Nestroy-Partie, verträgt diese Senkung nicht. Die Gesamtausgabe (bei Schroll) ist gewiß übergenau und hat, trotz äußerer Unhandlichkeit, vor dem Schleuderdruck bei Bonz alle möglichen Vorzüge; sie scheint aber leider von der Auffassung, daß Nestroy ein Dialektdichter sei, ein wenig angezogen zu haben, und wenn wirklich in der Handschrift die liebe Kathi zwischen »Frühstück« und »Fruhstuck« schwankt, so hat sie ehedem gewiß jenes bevorzugt und erst recht der Herr v. Lips, dessen Sprechweise der Bauart seiner Sätze entspricht und der wohl nur in der Verkleidung des Bauernknechts ein »Fruahstuck« begehrt. Zwei Zeitgenossen Nestroys haben dem Vortragenden einst seinen Tonfall gleichartig, also glaubhaft reproduziert: hochdeutsch hat er gewiß nicht gesprochen, aber immer noch eher als hausmeisterisch. Man versuche einmal, den erschütternden Satz des Titus Feuerfuchs über seinen Vater (wo dem Auditorium das Lachen nicht abzugewöhnen ist) ins Weanerische zu übersetzen:

Nein, er betreibt ein stilles, abgeschiedenes Geschäft, bei dem die Ruhe das einzige Geschäft ist; er liegt von höherer Macht gefesselt, und doch ist er frei und unabhängig, denn er ist Verweser seiner selbst; — er ist tot.

Manche Wörter (gleich »betreibt«) sind schon äußerlich unübersetzbar, alle innerlich: der Gedanke entzieht sich dem geistigen Niveau des Dialekts, der ihn mit der Kotze erschlägt (a stülls, obgschiadns Gschäft; Varwäsa seina sölbst). Die Einwendung, daß

das Beispiel nicht tauge, weil Titus hier ein angemaßtes Hochdeutsch spreche, trifft fehl, oder sie gilt für alle Wendungen und Windungen jeder dieser unwirklichen Figuren, die hoch über ihrem Milieu denken und reden. Daß sie einen Anflug von Wienertum haben, versteht sich in dem Maße, als dieser Patriziersohn im Leben natürlich ein anderes Hochdeutsch sprach als ein berlinischer Nestroy gesprochen hätte, ein feines und gut deutsches Wienerisch, wie es noch von Überlebenden einer Kulturwelt gesprochen werden mag, von alten Sektionschefs oder Richtern, eher als von deren jüngeren Vorgesetzten, Unterbeamten und sonstigen Kleinbürgern. Die Nestroysche Sprachregion ist weder vom wirklichen Volkston noch etwa von gestelztem Hochdeutsch erfüllt, und ihr Unnachahmliches liegt in einem gewendeten Schillerpathos, das nur der plötzliche Ausdruck einer Trivialität von der Redeweise der Mortimer und Carlos unterscheidet. Den eigentlichen Nestroy-Typus mit Hernalser Gaumenbelag produzieren zu wollen, ist nicht minder vergebliches Bemühen als der Versuch, Sätze von Lichtenberg nach Lichtenthal zu verpflanzen. Wo bei Nestroy eine Figur nicht ausdrücklich in einem Dialekt lebt (Zopak in »Eisenbahnheiraten«), ist ihr mit keinem beizukommen, am wenigsten mit Steirisch (Hr. Maierhofer im heutigen Burgtheater) oder mit jenem unaustilgbaren Wienerisch, bei dem jeder Konsonant ganz hinten sein l sitzen hat (edl), eine Mundart, die überhaupt nicht bühnenfähig ist, höchstens, mit bewußter Anwendung, für Gestalten wie den Selcher-Parvenü in »Liebesgeschichten und Heiratssachen«. Ein kleiner Vorstadtkomiker sprach einmal im »Biberpelz« etwa den folgenden Text auf preußisch:

Eet kraacht, Frau Wodlfen, deet sag ik Ihnen, und ween eet kraacht, deen hattet gekraacht.

Ein Urwiener, der nicht einen Satz einer Nestroy-Rolle sprechen könnte. Der Hamburger Karl Treumann, der Rostocker Knaack hat es getroffen und insbesondere der Breslauer Beckmann, der den Knieriem größer als dessen Schöpfer gespielt haben soll und zum Entzücken Kierkegaards den Helden des »Talisman«. Könnte es einen stärkeren Beweis für die lokale Unbegrenztheit dieser Sprachschöpfungen geben? Phantastischer als das Jean Paulhafte Gemälde vom Erwachen eben jenes Titus — welches er aus »einem Glasscherben, der vielleicht einst Spiegel war« und in dem er einen eisgrauen Kopf als den seinen erkennt, vorspiegelt — wäre die Möglichkeit, ein solches Stück Dichtung, das natürlich die Vision durch Lokalismen unterbricht, in Kasmaders Tonart zu übersetzen. Der Ravag, die dergleichen, dem eigenen Trieb wie dem der Hörerschaft gehorchend, als »Gspaß« inszeniert, ist es durchaus zuzutrauen. Denn das eben (und nicht das von Madách) ist die Tragödie der Menschheit, daß die Technik sie in einem geistigen Zustand antrifft,

wo ihr Gebrauch sich nicht mehr lohnt, wo aber auch kein Exzeß zeitigen Schaffens so widernatürlich sein könnte wie die Berufung und Benützung von Kulturwerten der Vergangenheit. Bodenständig ist Nestroy in der Sprache. Hat also eigentlich mit Nüchtern oder Schreyvogl (der längst verschmäht, Friedl zu heißen, aber die Verwechslung mit dem einstigen Burgtheaterdirektor nicht abzulehnen scheint) keine unterirdische Verbindung; freilich auch nicht mit Stelzhamer oder Rosegger. In dem geistigen Bild, das Zeit und Ort gewähren, fehlt er, ohne zu fehlen; er wäre nicht einmal imstande, seiner Leere nahezutreten, und es ist durchaus stilgerecht, daß er — mit Raimund und Stifter — in einer Betrachtung, oder sagen wir »Schau«, österreichischen Kulturbesitzes dort nicht vorkommt, wo sich an den »in unvergänglicher Größe vor uns stehenden Dichtergenius Grillparzer« unmittelbar Johann Nepomuk Vogl und Johann Gabriel Seidl anschließen. Man könnte nun zwar — bei aller Hochachtung vor Grillparzers antibanalem Denken — sehr wohl der Ansicht sein, daß ein Satz von Nestroy hundert Verse der »Ahnfrau« aufwiegt, ja noch weniger; aber da kann man halt nichts machen, oder nur »sei's« sagen, wie Grillparzer, ins Vergebene ergeben, gesagt hat. Zwar, dessen möge die hochstrebende Mittelmäßigkeit gewiß sein: man wird jene Sprach- und Kulturwerte nicht sein Lebelang in Wort und Worttat, ohne Dank und Teilnahme, lebendiger als alle zuständige Obhut vermöchte, gegen das Preßgift, dem sie selbst erlag, konserviert haben, um den Gesichtspunkt zu verlassen, von dem aus der Unterschied zwischen den Geisthändlern: Israeliteraten und Literariern, nicht mehr gesehen wird. Es könnte in der Abweisung des kulturellen Dilettantismus — der von edelstem Blutzeugnis und dem Wunder einer Widerstandsfähigkeit Nutzen zieht — nur die freiwillige Schranke geben, stärker als alle Zensur: nichts zu sagen, was der Außenfeind gern hört (und die ihm geneigte freiheitliche Dummheit mißversteht). Denn obschon es zweifellos, letzten Endes, wichtiger als alles wäre, im Kulturraum des Donaubeckens die Belange des Geistes zu hüten, so muß man bei allgemeiner Leibesgefahr doch zunächst Gott danken, wenn einmal ein Bollwerk keine Phrase ist.

Der Zerrissene

Auf dem Programm vom 11. November war, zur Ansage der Wiederherstellung, die Bitte enthalten:

Die Ravag

wird ersucht, das, was sie am 3. November, 20 Uhr, vor Ohrenzeugen mit Nestroys »Zerrissenem« aufgeführt hat, künftig zu unterlassen.

*

Über dieses Werk war die bösartige Kritik des Vormärz im Lobe einig:

‚Theaterzeitung':

Der Beifall war stürmisch, des Hervorrufens kein Ende. Nestroy mußte gewiß im ganzen zwanzigmal nach seinen Szenen, nach seinen ausgezeichneten beiden Couplets, nach dem Fallen des Vorhanges bei den Aktschlüssen erscheinen. Der Beifallsjubel wollte kein Ende nehmen. Dieses Stück wird ganz gewiß ein großer Magnet für die Kassa und oft und mit stets überfülltem Hause gegeben werden.

Herr Saphir (‚Der Humorist') mußte trotz aller Abneigung zugeben:

Das Stück erfreute sich einer ungemein beifälligen Aufnahme. Herr Nestroy wurde etwa dreißigmal im Laufe des Abends gerufen; absonderliches Furore machten die in der Tat vortrefflichen Lieder.

‚Der Wanderer':

In diesen drei Akten dieser Posse ist keine müßige, gedehnte Szene; Witz folgt auf Witz, wie Schlag dem Blitz; man hat Mühe, beim einmaligen Anhören alles aufzufassen, was hier in überschwenglicher Fülle geboten wird. Aber nicht nur das Drollige, auch das Ernste verdient Aufmerksamkeit; es kommen in letzterer Hinsicht Bilder und Vergleichungen zum Vorschein, die an Raimund oder einen noch Höheren erinnern.

Einen ähnlichen Eindruck müssen am 3. November 1935 die Hörer der Ravag empfangen haben. Doch Spaß beiseite, es gäbe in Wien auch heute noch ein paar Kräfte, mit denen sich eine mögliche Aufführung zustandebringen ließe (Hr. v. Lessen als Lips, Hr. Kneidinger als Gluthammer, Hr. Wawra als Krautkopf, Frau Seidler oder Frl. Keller als Kathi). — Der Vortragende, der noch nie seine Stimme verstellt hat, um der Vieltönigkeit eines Ensembles zu genügen, und dessen mikrophonische Leistung gleichwohl manchmal den Erfolg hatte, daß etwa angefragt wurde, wer die Darsteller des Rappelkopf, der Köhlerfamilie, des Hannele und insbesondere des Mattern im Gespräch mit dem Fremden gewesen seien — er hat also einen Akt dieses voll und ganz Zerrissenen mitgemacht und war überzeugt, daß da eine einzige Stimme um ein neuartiges Wienerisch bemüht war, quietschverdrossen, mit Tönen so zwischen »Resitant« und jener unheimlichen »Portschunkula«, oft gehört, wenn in der Nacht zum Sonntag angeheiterte Familien nebst Gefolge in endlosem Zug durch die Drehtür wallen. (Gelächter, das fast schon Erbrechen ist. Der führende Schalk bestellt »noch etwas zur Erwärmung der Gemüter« — eine Wendung, die mir nach jahrelangem Suchen endlich in der ‚Reichspost' aufstieß —, behauptet plötzlich, er sei ein blutwürstiger Dieterich, und läßt Grammophon und Radio laufen, dessen Wochenprogramm er, wiewohl nicht ganz nüchtern, ohne Weiteres zusammenstellen könnte. Die Damen gehen paarweis auf die Toilette.) Mit solchem Brauchtum hat Nestroy nicht das Geringste zu schaffen. Die Auffassung, daß er ein Dialektdichter war, und gar einer, der noch auf dem renovierten Naschmarkt

dieses Jahrhunderts, lange nach der Frau Sopherl, goutiert würde, stammt von einem kreuzbraven Verehrer der Fackel, dessen Enttäuschung sich nicht auf die unsaubere Art der Auf- und Abtrünnigen Luft machte, aber doch in dem betäubenden Anschluß an alles Mögliche, was der Fackel ein Greuel war und somit auch demjenigen sein müßte, der an ihr geübt schien, den Atem der Sprache zu auskultieren. »So gibt es halt allerhand Verehrer auf der Welt«, würde Nestroy, der keinen Hamur verstand, ergänzen. Wohl hat er seine Figuren einer Vorstadtwelt, seine derberen Chargen, in einem damals noch erträglichen Dialekt sprechen lassen, der ~~freilich selbst~~ im Sprachbau des robusten Scholz-Typus ~~nicht~~ zuhause war. Die Vorstellung ~~aber~~, daß die kunstvollen Tiraden der Sonderlinge und philosophischen Gespenster, die er sich auf den dürren Leib schrieb, im Munde eines Wasserers haltbar gewesen wären, dergleichen hätte seine gallbittere Güte übler empfunden als alles, was ihm zeitgenössischer Mißverstand antun konnte. Sogar der Knieriem, keine eigentliche Nestroy-Partie, verträgt diese Senkung nicht. Die Gesamtausgabe (bei Schroll) ist gewiß übergenau und hat, trotz äußerer Unhandlichkeit, vor dem Schleuderdruck bei Bonz alle möglichen Vorzüge; sie scheint aber leider von der Auffassung, daß Nestroy ein Dialektdichter sei, ein wenig angezogen zu haben, und wenn wirklich in der Handschrift die liebe Kathi zwischen »Frühstück« und »Fruhstuck« schwankt, so hat sie ehedem gewiß jenes bevorzugt und erst recht der Herr v. Lips, dessen Sprechweise der Bauart seiner Sätze entspricht und der wohl nur in der Verkleidung des Bauernknechts ein »Fruahstuck« begehrt. Zwei Zeitgenossen Nestroys haben dem Vortragenden einst seinen Tonfall gleichartig, also glaubhaft reproduziert: hochdeutsch hat er gewiß nicht gesprochen, aber immer noch eher als hausmeisterisch. Man versuche einmal, den erschütternden Satz des Titus Feuerfuchs über seinen Vater (wo dem Auditorium das Lachen nicht abzugewöhnen ist) ins Weanerische zu übersetzen:

Nein, er betreibt ein stilles, abgeschiedenes Geschäft, bei dem die Ruhe das einzige Geschäft ist; er liegt von höherer Macht gefesselt, und doch ist er frei und unabhängig, denn er ist Verweser seiner selbst; — er ist tot.

Manche Wörter (gleich »betreibt«) sind schon äußerlich unübersetzbar, alle innerlich: der Gedanke entzieht sich dem geistigen Niveau des Dialekts, der ihn mit der Kotze erschlägt (a stülls, obgschiadns Gschäft; Varwäsa seina sölbst). Die Einwendung, daß

2

dieses Jahrhunderts, lange nach der Frau Sopherl, goutiert würde, stammt von einem kreuzbraven Verehrer der Fackel, dessen Enttäuschung sich nicht auf die unsaubere Art der Auf- und Abtrünnigen Luft machte, aber doch in dem selbstbetäubenden Anschluß an alles Mögliche, was der Fackel ein Greuel war und somit auch demjenigen sein müßte, der an ihr geübt schien, den Atem der Sprache zu auskultieren. »So gibt es halt allerhand Verehrer auf der Welt«, würde Nestroy, der keinen Hamur verstand, ergänzen. Wohl hat er seine Figuren einer Vorstadtwelt, seine derberen Chargen, in einem damals noch erträglichen Dialekt sprechen lassen, der aber ~~nicht einmal~~ im Sprachbau des robusten Scholz-Typus zuhause war. Die Vorstellung ~~jedoch~~, daß die kunstvollen Tiraden der Sonderlinge und philosophischen Gespenster, die er sich auf den ~~dürren~~ Leib schrieb, im Munde eines Wasserers haltbar gewesen wären, dergleichen hätte seine gallbittere Güte übler empfunden als alles, was ihm zeitgenössischer Mißverstand antun konnte. Sogar der Knieriem, keine eigentliche Nestroy-Partie, verträgt diese Senkung nicht. Die Gesamtausgabe (bei Schroll) ist gewiß übergenau und hat, trotz äußerer Unhandlichkeit, vor dem Schleuderdruck bei Bonz alle möglichen Vorzüge; sie scheint aber leider von der Auffassung, daß Nestroy ein Dialektdichter sei, ein wenig angezogen zu haben, und wenn wirklich in der Handschrift die liebe Kathi zwischen »Frühstück« und »Fruhstuck« schwankt, so hat sie ehedem gewiß jenes bevorzugt und erst recht der Herr v. Lips, dessen Sprechweise der Bauart seiner Sätze entspricht und der wohl nur in der Verkleidung des Bauernknechts ein »Fruahstuck« begehrt. Zwei Zeitgenossen Nestroys haben dem Vortragenden einst seinen Tonfall gleichartig, also glaubhaft reproduziert: hochdeutsch hat er gewiß nicht gesprochen, aber immer noch eher als hausmeisterisch. Man versuche einmal, den erschütternden Satz des Titus Feuerfuchs über seinen Vater (wo dem Auditorium das Lachen nicht abzugewöhnen ist) ins Weanerische zu übersetzen:

Nein, er betreibt ein stilles, abgeschiedenes Geschäft, bei dem die Ruhe das einzige Geschäft ist; er liegt von höherer Macht gefesselt und doch ist er frei und unabhängig, denn er ist Verweser seiner selbst; — er ist tot.

Manche Wörter (gleich »betreibt«) sind schon äußerlich unübersetzbar, alle innerlich: der Gedanke entzieht sich dem geistigen Niveau des Dialekts, der ihn mit der Kotze erschlägt (a stills, obgschiadns Gschäft; Varwäsa seina sölbst). Die Einwendung, daß

das Beispiel nicht tauge, weil Titus hier ein angemaßtes ~~Hoch~~ deutsch spreche, trifft fehl, oder sie gilt für alle Wendungen und Windungen jeder dieser unwirklichen Figuren, die hoch über ihrem Milieu denken und reden. Daß sie einen Anflug von Wienertum haben, versteht sich in dem Maße, als dieser Patriziersohn im Leben natürlich ein anderes Hochdeutsch sprach als ein berlinischer Nestroy gesprochen hätte, ein feines und gut deutsches Wienerisch, wie es noch von Überlebenden einer Kulturwelt gesprochen werden mag, von alten Sektionschefs oder Richtern, eher als von deren jüngeren Vorgesetzten, Unterbeamten und sonstigen Kleinbürgern. Die Nestroysche Sprachregion ist weder vom ~~wirklichen~~ Volkston noch etwa von gestelztem Hochdeutsch erfüllt, und ihr Unnachahmliches liegt in einem gewendeten Schillerpathos, das nur der ~~plötzliche~~ Sprung ins Triviale von der Redeweise der Mortimer und Carlos unterscheidet. Den eigentlichen Nestroy-Typus mit Hernalser Gaumenbelag produzieren zu wollen, ist nicht minder vergebliches Bemühen als der Versuch, ~~den~~ Lichtenberg nach Lichtenthal zu versetzen. Wo bei Nestroy ~~eine~~ Figur nicht ~~ausdrücklich in einem~~ Dialekt lebt (Zopak in »Eisenbahnheiraten«), ist ihr mit keinem beizukommen, am wenigsten mit Steirisch (Hr. Maierhofer im heutigen Burgtheater) oder mit jenem unaustilgbaren Wienerisch, bei dem jeder Konsonant ~~ganz~~ hinten sein l sitzen hat (edl), eine Mundart, die überhaupt nicht bühnenfähig ist, höchstens, mit bewußter Anwendung, für Gestalten wie den Selcher-Parvenü in »Liebesgeschichten und Heiratssachen«. Ein kleiner Vorstadtkomiker sprach einmal im »Biberpelz« etwa den folgenden Text auf preußisch:

Eet kraacht, Frau Wodlfen, deet sag ik Ihnen, und ween eet kraacht, deen hattet gekraacht.

Ein Urwiener, der nicht einen Satz einer Nestroy-Rolle sprechen ~~könnte~~, Der Hamburger Karl Treumann, der Rostocker Knaack hat es getroffen und ~~insbesondere~~ der Breslauer Beckmann, der den Knieriem größer als dessen Schöpfer gespielt haben soll und zum Entzücken Kierkegaards den Helden des »Talisman«. Könnte es einen stärkeren Beweis für die lokale Unbegrenztheit dieser Sprachschöpfungen geben? Phantastischer als das Jean Paulhafte Gemälde vom Erwachen ~~eben jenes~~ Titus — welches er aus »einem Glasscherben, der vielleicht einst Spiegel war« und ~~in dem~~ er einen eisgrauen Kopf als den seinen erkennt, vorspiegelt — wäre die Möglichkeit, ein solches Stück Dichtung, das natürlich die Vision durch Lokalismen unterbricht, in Kasmaders Tonart zu übersetzen. Der Ravag, die dergleichen, dem eigenen Trieb wie dem der Hörerschaft gehorchend, als »Gspaß« inszeniert, ist es durchaus zuzutrauen. Denn das eben (und nicht das von Madách) ist die Tragödie der Menschheit, daß die Technik sie in einem geistigen Zustand antrifft,

das Beispiel nicht tauge, weil Titus hier ein angemaßtes Schriftdeutsch spreche, trifft fehl, oder sie gilt für alle Wendungen und Windungen jeder dieser unwirklichen Figuren, die hoch über ihrem Milieu denken und reden. Daß sie einen Anflug von Wienertum haben, versteht sich in dem Maße, als dieser Patriziersohn im Leben natürlich ein anderes Hochdeutsch sprach als ein berlinischer Nestroy gesprochen hätte, ein feines und gut deutsches Wienerisch, wie es noch von Überlebenden einer Kulturwelt gesprochen werden mag, von alten Sektionschefs oder Richtern, eher als von deren jüngeren Vorgesetzten, Unterbeamten und sonstigen Kleinbürgern. Die Nestroysche Sprachregion ist weder von den Realismen des Volkstons erfüllt noch etwa von jenem gestelzten Hochdeutsch, das den Infinitiv verlängert, und ihr Unnachahmliches liegt in einem gewendeten Schillerpathos, das nur der Kopfsprung ins Triviale von der Redeweise Mortimer und Carlos unterscheidet. Den eigentlichen Nestroy-Typus mit Hernalser Gaumenbelag produzieren zu wollen, ist nicht minder vergebliches Bemühen als der Versuch, ~~einen~~ Lichtenberg nach Lichtenthal zu versetzen. Wo bei Nestroy die Figur nicht geradezu im Dialekt lebt (~~Zopak in~~ »Eisenbahnheiraten«), ist ihr mit keinem beizukommen, am wenigsten mit Steirisch (Hr. Maierhofer im heutigen Burgtheater) oder mit jenem unaustilgbaren Wienerisch, bei dem jeder Vokal gequetscht wird und jeder Konsonant hinten sein 1 sitzen hat (edl), eine Mundart, die überhaupt nicht bühnenfähig ist, höchstens, mit bewußter Anwendung, für Gestalten wie den Selcher-Parvenü in »Liebesgeschichten und Heiratssachen«. Ein kleiner Vorstadtkomiker sprach einmal im »Biberpelz« etwa den folgenden Text ~~auf preußisch~~:

Eet kraacht, Frau Wodlfen, deet sag ik Ihnen, und wenn eet kraacht, denn hättet gekraacht.

Ein Urwiener, der nicht einen Satz einer Nestroy-Rolle hätte sprechen können. Der Hamburger Karl Treumann, der Rostocker Knaack hat es getroffen und gar der Breslauer Beckmann, der den Knieriem größer als dessen Schöpfer gespielt haben soll und zum Entzücken Kierkegaards den Helden des »Talisman«. Könnte es einen stärkeren Beweis für die lokale Unbegrenztheit dieser Sprachschöpfungen geben? Phantastischer aber als das Jean Paulhafte Gemälde vom Erwachen grade des Titus — welches er aus »einem Glasscherben, der vielleicht einst Spiegel war« und worin er einen eisgrauen Kopf als den seinen erkennt, vorspiegelt — wäre die Möglichkeit, ein solches Stück Dichtung, das natürlich die Vision durch Lokalismen unterbricht, in Kasmaders ~~Tonart~~ zu übersetzen. Der Ravag, die dergleichen, dem eigenen Trieb wie dem der Hörerschaft gehorchend, als »Gspaß« ~~stint~~ inszeniert, ist es durchaus zuzutrauen. Denn das eben (und nicht das von Madách) ist die Tragödie der Menschheit, daß die Technik sie in einem geistigen Zustand antrifft,

WIENER STADTB

das Beispiel nicht tauge, weil Titus hier ein angemaßtes Schriftdeutsch spreche, trifft fehl, oder sie gilt für alle Wendungen und Windungen jeder dieser unwirklichen Figuren, die hoch über ihrem Milieu denken und reden. Daß sie einen Anflug von Wienertum haben, versteht sich in dem Maße, als dieser Patriziersohn im Leben natürlich ein anderes Hochdeutsch sprach als ein berlinischer Nestroy gesprochen hätte, ein feines und gut deutsches Wienerisch, wie es noch von Überlebenden einer Kulturwelt gesprochen werden mag, von alten Sektionschefs oder Richtern, eher als von deren jüngeren Vorgesetzten, Unterbeamten und sonstigen Kleinbürgern. Die Nestroysche Sprachregion ist weder von den Realismen des Volkstons erfüllt noch etwa von jenem gestelzten Hochdeutsch, das den Infinitiv verlängert, und ihr Unnachahmliches liegt in einem gewendeten Schillerpathos, das nur der Kopfsprung ins Triviale von der Redeweise Mortimer und Carlos unterscheidet. Den eigentlichen Nestroy-Typus mit Hernalser Gaumenbelag produzieren zu wollen, ist nicht minder vergebliches Bemühen als der Versuch, Lichtenberg nach Lichtenthal zu versetzen. Wo bei Nestroy die Figur nicht geradezu im Dialekt lebt (im außerdeutschen: »Eisenbahnheiraten«), ist ihr mit keinem beizukommen, am wenigsten mit Steirisch (Hr. Maierhofer im heutigen Burgtheater) oder mit jenem unaustilgbaren Wienerisch, bei dem jeder Vokal gequetscht wird und jeder Konsonant hinten sein l sitzen hat (edl), eine Mundart, die überhaupt nicht bühnenfähig ist, höchstens, mit bewußter Anwendung, für Gestalten wie den Selcher-Parvenü in »Liebesgeschichten und Heiratssachen«. Ein kleiner Vorstadtkomiker sprach einmal im »Biberpelz« etwa den folgenden preußischen Text:

Eat (et) kraacht, Frau Wodlfen, deat saag ik Ihnen, und wean eat kraacht, deen hättet gekraacht.

Ein Urwiener, der nicht einen Satz einer Nestroy-Rolle hätte sprechen können. Der Hamburger Karl Treumann, der Rostocker Knaack hat es getroffen und gar der Breslauer Beckmann, der den Knieriem größer als dessen Schöpfer gespielt haben soll und zum Entzücken Kierkegaards den Helden des »Talisman«. Könnte es einen stärkeren Beweis für die lokale Unbegrenztheit dieser Sprachschöpfungen geben? Phantastischer aber als das Jean Paulhafte Gemälde vom Erwachen grade des Titus — welches er aus »einem Glasscherben, der vielleicht einst Spiegel war« und worin er einen eisgrauen Kopf als den seinen erkennt, vorspiegelt — wäre die Möglichkeit, ein solches Stück Dichtung, das natürlich die Vision durch Lokalismen unterbricht, ins Kasmadersche zu übersetzen. Der Ravag, die dergleichen, dem eigenen Trieb wie dem der Hörerschaft gehorchend, als »Gspaß« inszeniert, ist es durchaus zuzutrauen. Denn das eben (und nicht das von Madách) ist die Tragödie der Menschheit, daß die Technik sie in einem geistigen Zustand antrifft,

71/72

3

das Beispiel nicht tauge, weil Titus hier ein angemaßtes Schriftdeutsch spreche, trifft fehl, oder sie gilt für alle Wendungen und Windungen jeder dieser unwirklichen Figuren, die hoch über ihrem Milieu denken und reden. Daß sie einen Anflug von Wienertum haben, versteht sich in dem Maße, als dieser Patriziersohn im Leben natürlich ein anderes Hochdeutsch sprach als ein berlinischer Nestroy gesprochen hätte, ein feines und gut deutsches Wienerisch, wie es noch von Überlebenden einer Kulturwelt gesprochen werden mag, von alten Sektionschefs oder Richtern, eher als von deren jüngeren Vorgesetzten, Unterbeamten und sonstigen Kleinbürgern. Die Nestroysche Sprachregion ist weder von den Realismen des Volkstons erfüllt noch etwa von jenem gestelzten Hochdeutsch, das den Infinitiv verlängert, und ihr Unnachahmliches liegt in einem gewendeten Schillerpathos, das nur der Kopfsprung ins Triviale von der Redeweise Mortimer und Carlos unterscheidet. Den eigentlichen Nestroy-Typus mit Hernalser Gaumenbelag produzieren zu wollen, ist nicht minder vergebliches Bemühen als der Versuch, Lichtenberg nach Lichtenthal zu versetzen. Wo bei Nestroy die Figur nicht geradezu im Dialekt lebt (im außerdeutschen: »Eisenbahnheiraten«), ist ihr mit keinem beizukommen, am wenigsten mit Steirisch (Hr. Maierhofer im heutigen Burgtheater) oder mit jenem unaustilgbaren Wienerisch, bei dem jeder Vokal gequetscht wird und jeder Konsonant hinten sein l sitzen hat (edl), eine Mundart, die überhaupt nicht bühnenfähig ist, höchstens, mit bewußter Anwendung, für Gestalten wie den Selcher-Parvenü in »Liebesgeschichten und Heiratssachen«. Ein kleiner Vorstadtkomiker sprach einmal im »Biberpelz« etwa den folgenden preußischen Text: 1,

Eat (*et*) kraacht, Frau Wodlfen, deat (*det*) saag ick Ihnen, und wean (*wenn*) eat kraacht, denn hättet gekraacht. 1a

Ein Urwiener, der nicht einen Satz einer Nestroy-Rolle hätte sprechen können. Der Hamburger Karl Treumann, der Rostocker Knaack hat es getroffen und gar der Breslauer Beckmann, der den Knieriem größer als dessen Schöpfer gespielt haben soll und zum Entzücken Kierkegaards den Helden des »Talisman«. Könnte es einen stärkeren Beweis für die lokale Unbegrenztheit dieser Sprachschöpfungen geben? Phantastischer aber als das Jean Paulhafte Gemälde vom Erwachen grade des Titus — welches er aus »einem Glasscherben, der vielleicht einst Spiegel war« und worin er einen eisgrauen Kopf als den seinen erkennt, vorspiegelt — wäre die Möglichkeit, ein solches Stück Dichtung, das natürlich die Vision durch Lokalismen unterbricht, ins Kasmadersche zu übersetzen. Der Ravag, die dergleichen, dem eigenen Trieb wie dem der Hörerschaft gehorchend, als »Gspas« inszeniert, ist es durchaus zuzutrauen. Denn das eben (und nicht das von Madách) ist die Tragödie der Menschheit, daß die Technik sie in einem geistigen Zustand antrifft,

wo ihr Gebrauch sich nicht mehr lohnt, wo aber auch kein Exzeß zeitigen Schaffens so widernatürlich sein könnte wie die Berufung und Benützung von Kulturwerten der Vergangenheit. Bodenständig ist Nestroy in der Sprache. Hat also eigentlich mit Nüchtern oder Schreyvogl (der längst verschmäht, Friedl zu heißen, aber die Verwechslung mit dem einstigen Burgtheaterdirektor nicht abzulehnen scheint) keine unterirdische Verbindung; freilich auch nicht mit Stelzhamer oder Rosegger. In dem geistigen Bild, das Zeit und Ort gewähren, fehlt er, ohne zu fehlen; er wäre nicht einmal imstande, seiner Leere nahezutreten, und es ist durchaus stilgerecht, daß er — mit Raimund und Stifter — in einer Betrachtung, oder sagen wir »Schau«, österreichischen Kulturbesitzes dort nicht vorkommt, wo sich an den »in unvergänglicher Größe vor uns stehenden Dichtergenius Grillparzer« unmittelbar Johann Nepomuk Vogl und Johann Gabriel Seidl anschließen. Man könnte nun zwar — bei aller Hochachtung vor Grillparzers antibanalem Denken — sehr wohl der Ansicht sein, daß ein Satz von Nestroy hundert Verse der »Ahnfrau« aufwiegt, ja noch weniger; aber da kann man halt nichts machen, oder nur »sei's« sagen, wie Grillparzer, ins Vergebene ergeben, gesagt hat. Zwar, dessen möge die hochstrebende Mittelmäßigkeit gewiß sein: man wird jene Kulturwerte nicht sein Lebelang in Wort und Worttat, lebendiger als alle zuständige Obhut vermöchte, gegen das Preßgift, dem sie selbst erlag, konserviert haben, um den Gesichtspunkt zu verlassen, von dem aus der Unterschied zwischen den Geisthändlern: Israeliteraten und Literariern, ~~überhaupt~~ nicht mehr ~~wahrgenommen~~ wird. Es könnte in der Abweisung des kulturellen Dilettantismus — der von edlem Blutzeugnis und dem Wunder ~~staatlichen~~ Widerstandsfähigkeit Nutzen zieht — nur die freiwillige Schranke geben, stärker als alle Zensur: nichts zu sagen, was der Außenfeind gern hört (und die ihm geneigte freiheitliche Dummheit mißversteht). Denn obschon es zweifellos, letzten Endes, wichtiger als alles wäre, im Kulturraum des Donaubeckens die Belange des Geistes zu hüten, so muß man bei allgemeiner Leibesgefahr doch zunächst Gott danken, wenn ein Bollwerk keine Phrase ist.

~~Nestroy:~~ Der Zerrissene

~~Auf dem Programm vom 11. November war, zur Ansage der Wiederherstellung, die Bitte enthalten:~~

*

Über dieses Werk schien die bösartige Kritik des Vormärz im Lobe einig:

‚Theaterzeitung':

Der Beifall war stürmisch, des Hervorrufens kein Ende. Nestroy mußte gewiß im ganzen zwanzigmal nach seinen Szenen, nach seinen ausgezeichneten beiden Couplets, nach dem Fallen des Vorhanges bei den Aktschlüssen erscheinen. Der Beifallsjubel wollte kein Ende nehmen. Dieses Stück wird ganz gewiß ein großer Magnet für die Kassa und oft und mit stets überfülltem Hause gegeben werden.

Der Ahnherr der Journaille, Saphir (‚Der Humorist'), mußte trotz aller Abneigung zugeben:

Das Stück erfreute sich einer ungemein beifälligen Aufnahme. Herr Nestroy wurde etwa dreißigmal im Laufe des Abends gerufen; absonderliches Furore machten die in der Tat vortrefflichen Lieder.

‚Der Wanderer':

In diesen drei Akten dieser Posse ist keine müßige, gedehnte Szene; Witz folgt auf Witz, wie Schlag dem Blitz; man hat Mühe, beim einmaligen Anhören alles aufzufassen, was hier in überschwenglicher Fülle geboten wird. Aber nicht nur das Drollige, auch das Ernste verdient Aufmerksamkeit; es kommen in letzterer Hinsicht Bilder und Vergleichungen zum Vorschein, die an Raimund oder einen noch Höheren erinnern.

Einen ähnlichen Eindruck müssen am 3. November 1935 die Hörer der Ravag empfangen haben. Doch Spaß beiseite, es gäbe in Wien auch heute noch ein paar Kräfte, mit denen sich eine mögliche Aufführung zustandebringen ließe (Hr. H Lessen als Lips, Hr. Kneidinger als Gluthammer, Hr. Wawra als Krautkopf, Frau Seidler oder Frl. Keller als Kathi). + Der ~~Vortragende~~ der noch nie seine Stimme versteilt hat, um der Vieltönigkeit eines Ensembles zu genügen, und dessen mikrophonische Leistung gleichwohl manchmal den Erfolg hatte, daß etwa angefragt wurde, wer die Darsteller des Rappelkopf, der Köhlerfamilie, des Hannele und insbesondere des Mattern im Gespräch mit dem Fremden gewesen seien — er hat also einen Akt dieses voll und ganz Zerrissenen mitgemacht und war überzeugt, daß da eine einzige Stimme um ein neuartiges Wienerisch bemüht war, quietschverdrossen, mit Tönen so zwischen »Resitant« und jener unheimlichen »Portschunkula«, oft gehört, wenn in der Nacht zum Sonntag angeheiterte Familien nebst Gefolge in endlosem Zug durch die Drehtür wallen. (Gelächter, das fast schon Erbrechen ist. Der führende Schalk bestellt »noch etwas zur Erwärmung der Gemüter« — eine Wendung, die mir nach jahrelangem Suchen ~~endlich~~ in der ‚Reichspost' aufstieß —, behauptet plötzlich, er sei ein blutwürstiger Dieterich, und läßt Grammophon und Radio laufen, dessen Wochenprogramm er, wiewohl nicht ganz nüchtern, ohne Weiteres zusammenstellen könnte. Die Damen gehen paarweis auf die Toilette.) Mit solchem Brauchtum hat Nestroy nicht das Geringste zu schaffen. Die Auffassung, daß er ein Dialektdichter ~~war~~, und gar einer, der noch auf dem renovierten Naschmarkt

2

dieses Jahrhunderts, lange nach der Frau Sopherl, goutiert würde, stammt von einem kreuzbraven Verehrer der Fackel, dessen Enttäuschung sich nicht auf die unsaubere Art der Auf- und Abtrünnigen Luft machte, aber doch in dem selbstbetäubenden Anschluß an alles Mögliche, was der Fackel ein Greuel war und somit auch demjenigen sein müßte, der an ihr geübt schien, den Atem der Sprache zu auskultieren. »So gibt es halt allerhand Verehrer auf der Welt«, würde Nestroy, der keinen Hamur verstand, ergänzen. Wohl hat er seine Figuren einer Vorstadtwelt, seine derberen Chargen, in einem damals noch erträglichen Dialekt sprechen lassen, der aber doch wieder nicht im Sprachbau des robusten Scholz-Typus zuhause war. Die Vorstellung nun, daß die kunstvollen Tiraden der Sonderlinge und philosophischen Gespenster, die er sich auf den hagern Leib schrieb, im Munde eines Wasserers haltbar gewesen wären, dergleichen hätte seine gallbittere Güte übler empfunden als alles, was ihm zeitgenössischer Mißverstand antun konnte. Sogar der Knieriem, keine eigentliche Nestroy-Partie, verträgt diese Senkung nicht. Die Gesamtausgabe (bei Schroll) ist gewiß übergenau und hat, trotz äußerer Unhandlichkeit, vor dem Schleuderdruck bei Bonz alle möglichen Vorzüge; sie scheint aber leider von der Auffassung, daß Nestroy ein Dialektdichter sei, ein wenig angezogen zu haben, und wenn wirklich in der Handschrift die liebe Kathi zwischen »Frühstück« und »Fruhstuck« schwankt, so hat sie ehedem gewiß jenes bevorzugt und erst recht der Herr v. Lips, dessen Sprechweise der Bauart seiner Sätze entspricht und der wohl nur in der Verkleidung des Bauernknechts ein »Fruahstuck« begehrt. Zwei Zeitgenossen Nestroys haben dem Vortragenden einst seinen Tonfall gleichartig, also glaubhaft reproduziert: hochdeutsch hat er gewiß nicht gesprochen, aber immer noch eher als hausmeisterisch. Man versuche einmal, den erschütternden Satz des Titus Feuerfuchs über seinen Vater (wo dem Auditorium das Lachen nicht abzugewöhnen ist) ins Weanerische zu übersetzen:

Nein, er betreibt ein stilles, abgeschiedenes Geschäft, bei dem die Ruhe das einzige Geschäft ist; er liegt von höherer Macht gefesselt, und doch ist er frei und unabhängig, denn er ist Verweser seiner selbst; — er ist tot.

Manche Wörter (gleich »betreibt«) sind schon äußerlich unübersetzbar, alle innerlich: der Gedanke entzieht sich dem geistigen Niveau des Dialekts, der ihn mit der Kotze erschlägt (a stülls, obgschiadns Gschäft; Varwäsa seina sölbst). Die Einwendung, daß

das Beispiel nicht tauge, weil Titus hier ein angemaßtes Schriftdeutsch spreche, trifft fehl, oder sie gilt für alle Wendungen und Windungen jeder dieser unwirklichen Figuren, die hoch über ihrem Milieu denken und reden. Daß sie einen Anflug von Wienertum haben, versteht sich in dem Maße, als dieser Patriziersohn im Leben natürlich ein anderes Hochdeutsch sprach als ein berlinischer Nestroy gesprochen hätte, ein feines und gut deutsches Wienerisch, wie es noch von Überlebenden einer Kulturwelt gesprochen werden mag, von alten Sektionschefs oder Richtern, eher als von deren jüngeren Vorgesetzten, Unterbeamten und sonstigen Kleinbürgern. Die Nestroysche Sprachregion ist weder von den Realismen des Volkstons erfüllt noch etwa von jenem gesteizten Hochdeutsch, das den Infinitiv verlängert, und ihr Unnachahmliches liegt in einem gewendeten Schillerpathos, das nur der Kopfsprung ins Triviale von der Redeweise Mortimer und Carlos unterscheidet. Den eigentlichen Nestroy-Typus mit Hernalser Gaumenbelag produzieren zu wollen, ist nicht minder vergebliches Bemühen als der Versuch, Lichtenberg nach Lichtenthal zu versetzen. Wo bei Nestroy die Figur nicht geradezu im Dialekt lebt (im außerdeutschen »Eisenbahnheiraten«), ist ihr mit keinem beizukommen, am wenigsten mit Steirisch (Hr. Maierhofer im heutigen Burgtheater) oder mit jenem unaustilgbaren Wienerisch, bei dem jeder Vokal gequetscht wird und jeder Konsonant hinten sein l sitzen hat (edl), eine Mundart, die überhaupt nicht bühnenfähig ist, höchstens, mit bewußter Anwendung, für Gestalten wie den Selcher-Parvenü in »Liebesgeschichten und Heiratssachen«. Ein kleiner Vorstadtkomiker sprach einmal im »Biberpelz« etwa den folgenden preußischen Text:

Eat (*et*) kraacht, Frau Wodlfen, deat (*det*) saag ick Ihnen, und wean (*wenn*) eat kraacht, dean hättet gekraacht.

Ein Urwiener, der nicht einen Satz einer Nestroy-Rolle hätte sprechen können. Der Hamburger Karl Treumann, der Rostocker Knaack hat es getroffen und gar der Breslauer Beckmann, der den Knieriem größer als dessen Schöpfer gespielt haben soll und zum Entzücken Kierkegaards den Helden des »Talisman«. Könnte es einen stärkeren Beweis für die lokale Unbegrenztheit dieser Sprachschöpfungen geben? Phantastischer aber als das Jean Paulhafte Gemälde vom Erwachen grade des Titus — welches er aus »einem Glasscherben, der vielleicht einst Spiegel war« und worin er einen eisgrauen Kopf als den seinen erkennt, vorspiegelt — wäre die Möglichkeit, ein solches Stück Dichtung, das natürlich die Vision durch Lokalismen unterbricht, ins Kasmadersche zu übersetzen. Der Ravag, die dergleichen, dem eigenen Trieb wie dem der Hörerschaft gehorchend, als »Gspas« inszeniert, ist es durchaus zuzutrauen. Denn das eben (und nicht das von Madách) ist die Tragödie der Menschheit, daß die Technik sie in einem geistigen Zustand antrifft,

wo ihr Gebrauch sich nicht mehr lohnt, wo aber auch kein Exzeß zeitigen Schaffens so widernatürlich sein könnte wie die Berufung und Benützung von Kulturwerten der Vergangenheit. Bodenständig ist Nestroy in der Sprache. Hat also eigentlich mit Nüchtern oder Schreyvogl (der längst verschmäht, Friedl zu heißen, aber die Verwechslung mit dem einstigen Burgtheaterdirektor nicht abzulehnen scheint) keine unterirdische Verbindung, freilich auch nicht mit Stelzhamer oder Rosegger. In dem geistigen Bild, das Zeit und Ort gewähren, fehlt er, ohne zu fehlen; er wäre nicht einmal imstande, ~~seiner~~ Leere nahezutreten, und es ist durchaus stilgerecht, daß er — mit Raimund und Stifter — in einer Betrachtung, oder sagen wir »Schau«, österreichischen Kulturbesitzes dort nicht vorkommt, wo sich an den ~~in unvergänglicher Größe vor uns stehenden~~ Dichtergenius Grillparzer« unmittelbar Johann Nepomuk Vogl und Johann Gabriel Seidl anschließen. Man könnte nun zwar — bei aller Hochachtung vor Grillparzers antibanalem Denken — sehr wohl der Ansicht sein, daß ein Satz von Nestroy hundert Verse der »Ahnfrau« aufwiegt, ja noch weniger; aber da kann man halt nichts machen, oder nur »sei's« sagen, wie Grillparzer, ins Vergebene ergeben, gesagt hat. Zwar, dessen möge die hochstrebende Mittelmäßigkeit gewiß sein: man wird jene Sprach- und Kulturwerte nicht sein Lebelang in Wort und Worttat, ohne Dank und Teilnahme, lebendiger als alle zuständige Obhut vermöchte, gegen das Preßgift, dem sie selbst erlag, konserviert haben, um den Gesichtspunkt zu verlassen, von dem aus der Unterschied zwischen den Geisthändlern: Israeliteraten und Literariern, nicht mehr gesehen wird. Es könnte in der Abweisung des kulturellen Dilettantismus — der von edelstem Blutzeugnis und dem Wunder einer Widerstandsfähigkeit Nutzen zieht — nur die freiwillige Schranke geben, stärker als alle Zensur: nichts zu sagen, was der Außenfeind gern hört (und die ihm geneigte freiheitliche Dummheit miß~~versteht~~). Denn obschon es zweifellos, letzten Endes, wichtiger als alles wäre, im Kulturraum des Donaubeckens die Belange des Geistes zu hüten, so muß man bei allgemeiner Leibesgefahr doch zunächst Gott danken, wenn einmal ein Bollwerk keine Phrase ist.

4a

»Zeichen einer vielversprechenden Entwicklung«

Mit Recht wird gerade unter diesem Titel in Wien ein Zitat aus dem Leitartikel des ‚Ceske Slovo' gebracht:

Wir haben anerkannt und anerkennen auch heute, daß sowohl der brutal ermordete Kanzler Dr. Dollfuß als auch Dr. Schuschnigg ein verdienstvolles Werk von bleibender Bedeutung geschaffen haben, wenn sie unter den schwierigsten Bedingungen ebenso tapfer wie geschickt den Ansturm auf die österreichische Selbständigkeit abgewehrt haben. Wir haben deshalb mit Sympathie alle Taten Österreichs verfolgt, die zur Festigung seiner Selbstständigkeit geführt haben. — — Den Privatbesuch des österreichischen Kanzlers betrachten wir als ein Zeichen einer vielversprechenden Entwicklung — —

Nämlich der unwandelbaren Verehrer, die heute sagen müssen, wofür sie den/der's freiwillig vor zwei Jahren sagte, des »Widerspruchs« geziehen haben. ~~Wohl~~ nicht — gelegentlich einer unbezahlten Propagandafahrt — unter vier Augen; auch nicht unter acht: es schien zu überzeugen/und ein Wortführer der Prager Demokratie, der sich erklären ließ, was sie Dollfuß verdanke, sprach: »Da sieht man, der Dichter ist der wahre Realpolitiker«; und ein Dichter fand das gute Wort: »Man wird Ihnen den Vorwurf machen, daß Sie sich widersprechen, aber der Widerspruch ist in denen, die Ihnen den Vorwurf machen werden.« ~~Diese~~ mögen sich nicht widersprochen haben, als sie es schwarz auf weiß hatten. Die Journalisten jedoch, in Fragen der Gesinnung empfindlich, schöpften Verdacht auf Schwarz. Sie lassen keinen Widerspruch aufkommen. Da sie unwandelbar sind, so können sie zwar in ihrer Verehrung der Person wanken, aber ihre Anerkennung der Sache, die von/ihr vertreten wurde, rückwirkend aussprechen und behaupten, daß Sympathie im Spiel war, als sie alle Taten Österreichs verfolgten.

„Das kleine Bezirksgericht" amtierte zu Silvester in der „Kl. Bühne". Die Moser-Rolle eines Gerichtssaal-Kiebitz, der „aus Verehrung für die Jurisprudenz" dem Herrn Landesgerichtsrat in den Winterrock hilft, die Parteien aufruft, eine Art Amtskappe trägt und höchst beleidigt ist, wenn man ihn in eine der Zuhörerbänke verweist, — diese vielleicht gar nicht existierende, aber jedenfalls sehr österreichisch, angenehm-schlampig anmutende Gestalt ließ unser Dudek in allen Nüancen sympathischer Menschlichkeit aufleuchten. Die Ritterlichkeit dieses armen Hungerleiders, der in sein Quasi-Amt verliebt ist, seine Pfiffigkeit, die sich zu ihren Zwecken gern auch eines weinerlichen Tones bedient, das alles kam schlicht und rührend heraus, so daß der Erfolg dieses Stücks um seiner Mittelpunktsfigur willen gewiß über die Silvesterstimmung hinausreichen wird. Auch um der Wessely willen, die einer streitbaren Kaffeehausbesitzerin unbändige Aggressivität und den rechten trockenen Ton, auch die rechte Sentimentalität gab. In den amüsanten Streitigkeiten, die diese Dame teils vor Gericht, teils in ihrem „Café Justiz" austrägt, wirken Lo Bertram, Emmy Carpentier, Stadler, der auch sehr wirksame Regie führte, Dörner, Grünberg und eine Reihe anderer Kräfte con amore mit. Man lachte viel und war von Volkshumor und den Wiener Volkstypen entzückt. mb

Spaß und Quälerei

Da in einigen Tagen Silvester gefeiert wird, wäre es gut, abermals auf einen Unfug aufmerksam zu machen, der in den letzten Jahren bei den Silvesterfeiern überhand nimmt. Es war zwar schon in früheren Jahren Sitte, bei solchen Feiern den Gästen ein rosiges Ferkel zu präsentieren, doch begnügten sich diese damit, das Tier anzurühren oder zu streicheln. In den letzten Jahren blieb es aber nicht mehr dabei, sondern das Schweinchen, welches ohnehin gleich nachher geschlachtet wurde, wurde vorher auch noch gedrückt, am Schwanz gezogen und in einer Weise gequält, daß es zum Beispiel voriges Jahr vorkam, daß Gäste eine solche Feier vorzeitig verlassen mußten, weil sie diese Tierquälerei nicht mehr mit ansehen konnten. Wäre sie nicht abzuschaffen?

Annette Keßner.

An der schönen blauen Moldau

Es ist nicht schwer, Lokalpatriot zu werden und an Wien jedes gute Haar zu lassen, wenn man das ‚Prager Tagblatt' liest, dessen schwelgerischer Betrachtung mein Lebensrest vorbehalten ist. Er wird insbesondere von seinen Druckfehlern erhellt, gegen die es zwar kein Präservativ zu geben scheint, das ~~den Lesern~~ »Ihren Schutz und Ihren Genuß sichert«, deren Gefahr aber gerade mein etwas perverser Geschmack als besondere Würze empfindet. Da ich ~~mit~~ vor dem Eintreffen des ‚Prager Tagblatts', welches leider schon um halb sieben Uhr früh erfolgt, schlafen gehe und dessen aufregende Lektüre mich bis zum Mittag wach hält, so benütze ich die Zeit, an einer Sammlung ~~von~~ Druckfehlern (nach psycho- wie ethnologischen Gesichtspunkten) zu arbeiten, ferner an einer Sammlung von Annoncen, auf deren Druck etwas größere Sorgfalt verwendet wird, und sonstigen Nachrichten aus Österreich, von sprachkritischen Studien des Prager Tagblatts und andern Anekdoten, und last not least an einer Schilderung des Heldenkampfes zwischen Oila und Primeros, bei dem das ‚Prager Tagblatt' eine Neutralität wahrt, die an die Haltung der Schweiz hinanreicht, nur mit dem Unterschied, daß deren Kriegsgewinn geringer ~~ist~~. Vorläufig sei — einem, der Prager Eindrücken ein gewisses Pumpern des Herzens bei der Heimkehr verdankt — dem Erstaunen Ausdruck gegeben, daß ein feiner Stilist, der für das Blatt Wiener Theaterberichte schreibt, den Satz drucken läßt:

Dr. Beer, ein Wiener in Amerika gibt der Figur die gemütliche Verwaschenheit, die sie als zuständig an der gelb-grau-grün-blauen Donau legitimiert.

Daß es Herr Dr. Beer, den ich schon spielen sah, nötig hat, daran ist nicht zu zweifeln. Was die Farbe der Donau betrifft, so kann ich ja nicht leugnen, daß ich sie auch nie so ~~recht~~ blau finden konnte, wie die Walzerkomponisten; aber so blau wie die Gesellschaft des ‚Prager Tagblatt', der ich dringend widerrate, sich als feste und treue Wacht an der ~~berühmt klaren~~ Moldau aufzuspielen, habe ich sie auch in Zeiten gefunden, wo ich noch nicht ~~gratis~~ für den Wiener Fremdenverkehr ~~war~~ den ~~lend~~ gegen ~~solch~~ Entlohnung zu haben pflegt. Wohl ist ~~ihr~~ eine gewisse ~~Offenheit in Forschheit~~ nachzurühmen, ~~die allerdings mehr von der Prager Feschheit kommt~~, und so unterläßt sie nicht, in der gleichen Nummer dem Hieb gegen das gemütliche Wienertum, dem man sich dort in jeder Hinsicht überlegen fühlt, ~~die Beschwerde~~ darüber ~~zu gesellen~~, daß die Prager Deutschen, soweit ihnen die Lektüre des Prager Tagblatts diese Eigenschaft erhalten und sie nicht zu Kosmopoliten gemacht hat, sich damit begnügen, Silvesterschweinchen kurz bevor sie geschlachtet werden, noch ~~resolut~~ anzupacken, am Schwanz zu ziehen und auf allerlei Art zu quälen. Der Wiener ~~Stilist~~ aber, der sich in den Spalten des ‚Prager Tagblatt' etwas beengt fühlt und darum entgleisen konnte, wurde für das Opfer, das er der unverwaschenen Prager Denkart gebracht hat, sogleich bestraft. Man ließ ihm der gemütlich ~~verwaschenen~~ Figur des Dr. Beer eine lamarquante Figur entgegenstellen und dieser wieder ein süßes Mädchen, dem die Darstellerin die uneingeschränkte Bejahung der Zuschauer erspielt habe. Das ist aber nichts gegen den Genieblitz des Prager Setzers, der neulich aus diesen Zuschauern — die offenbar alle ~~Juden~~ werden sollen, bevor sie eines süßen Mädchen und eines makellosen Prager Tagblattes habhaft werden — eine Neubildung gemacht hat, die zwei Fliegen mit einer Klappe schlug: das Zublikum.

An der schönen blauen Moldau

Es ist nicht schwer, Lokalpatriot zu werden und an Wien jedes gute Haar zu lassen, wenn man das ‚Prager Tagblatt' liest, dessen schwelgerischer Betrachtung mein Lebensrest vorbehalten bleibt. Er wird insbesondere ~~von deinen~~ Druckfehlern ~~erhellt~~ gegen die es zwar kein Präservativ zu geben scheint, das »Ihren Schutz und Ihren Genuß sichert«, deren Gefahr aber gerade mein etwas perverser Geschmack als besondere Würze empfindet. Da ich nie vor dem Eintreffen des ‚Prager Tagblatt', welches leider schon um halb sieben Uhr früh erfolgt, schlafen gehe und dessen aufregende Lektüre mich bis zum Mittag wach hält, so benütze ich die Zeit, an einer Sammlung der merkwürdigsten Druckfehler (~~nach~~ psycho- wie ethnologischem Gesichtspunkte) zu arbeiten, ferner an einer Sammlung von Annoncen, auf deren Druck etwas größere Sorgfalt verwendet wird, und sonstigen Nachrichten aus Österreich, von sprachkritischen ~~Studien~~ des ‚Prager Tagblatt' und andern Anekdoten, und last not least an einer Schilderung des Heldenkampfes zwischen Olla und Primeros, bei dem ~~das ‚Prager Tagblatt'~~ eine Neutralität wahrt, die an die Haltung der Schweiz hinanreicht, nur mit dem Unterschied, daß deren Kriegsgewinn geringer ist. Vorläufig sei — von einem, der Prager Eindrücken ein gewisses Pumpern des Herzens bei der Heimkehr verdankt — dem Erstaunen Ausdruck gegeben, daß ein feiner Stilist, der für das Blatt Wiener Theaterberichte schreibt, daselbst den Satz drucken läßt:

Dr. Beer, ein Wiener in Amerika gibt der Figur die gemütliche Verwaschenheit, die sie als zuständig an der gelb-grau-grün blauen Donau legitimiert.

Daß es Herr Dr. Beer, den ich schon spielen sah, nötig hat, daran ist nicht zu zweifeln. Was den Wiener Autor anlangt, auf den als einen der wenigen denkenden Angehörigen seines ~~Schrifttums~~ Wien stolz sein kann, so wäre es zwar Geschmackssache, doch immerhin möglich, selbst unter dem Alpdruck der ~~Vorstellung~~, daß sich die Donau in die Spree ergießen könnte, an Ort und Stelle einer althergebrachten Ansicht Ausdruck zu geben, die durch die überraschende Entschiedenheit einer ~~Abweichung~~ zunächst widerlegt scheint. Keineswegs empfiehlt es sich, sie in einem politischen Milieu kundzugeben, das allen Grund hätte, die Wiener Ausdauer mit Dankbarkeit statt mit schmonziger Zweifelsucht zu betrachten; es ist gewiß nicht gut, ~~den~~ Lesern des ‚Prager Tagblatt', denen nur am Samstag Aussicht auf verläßlichen Schutz gewährt wird, noch mehr zu entmutigen, als es durch die Entwicklung der Dinge im Henlein ohnedies

geschieht. Was die Farbe der Donau betrifft, so kann ich ja nicht leugnen, daß ich sie auch nie so ausgesprochen blau finden konnte, wie die Walzerkomponisten; aber so blau wie die Gesellschaft des ‚Prager Tagblatt', der ich dringend widerrate, sich als feste und treue Wacht an der ~~eindeutig gemischt~~farbigen Moldau aufzuspielen, habe ich sie auch in Zeiten gefunden, wo ich noch nicht gratis für den Wiener Fremdenverkehr wirkte, den das ‚Prager Tagblatt' gegen hohe Entlohnung zu heben pflegt. Wohl ist einer Redaktion, der wie alles in der Welt auch das eigene Blatt stagelgrün aufliegt, eine gewisse Forschheit ~~nachzurühmen und so~~ unterläßt sie nicht, in der gleichen Nummer dem Hieb gegen das gemütliche Wienertum, dem man sich dort in jeder Hinsicht überlegen fühlt, eine Aufklärung über die Prager Gemütlichkeit zu gesellen, die freilich resoluter geartet erscheint. Eine Tierfreundin beschwert sich nämlich darüber, daß die Prager Deutschen, soweit ihnen ~~die Lektüre~~ des ‚Prager Tagblatt' diese Eigenschaft erhalten und sie nicht zu Kosmopoliten gemacht hat, sich damit ~~begnügen~~, Silvesterschweinchen, kurz bevor sie geschlachtet werden, noch beherzt anzupacken, am Schwanz zu ziehen und sonst auf allerlei Art zu quälen. Der Wiener Autor aber, der sich in den Spalten des ‚Prager Tagblatt' wohl etwas beengt fühlt und darum entgleisen konnte, wurde für das Opfer, das er ~~der~~ unverwaschenen ~~Prager~~ Denkart gebracht hat, sogleich bestraft. Man ließ ihm der gemütlichen Figur des Dr. Beer eine

lamarquante Figur

entge gensteilen und dieser wieder ein süßes Mädchen, dem die Darstellerin die uneingeschränkte

Bejahrung der Zuschauer

erspielt habe. Das ist aber nichts gegen den Genieblitz des Prager Setzers, der neulich aus eben diesen Zuschauern — die offenbar alte Leser werden sollen, bevor sie eines süßen Mädchen und eines makellosen ~~Prager~~ Tagblatts habhaft werden — eine Neubildung gemacht hat, die zwei Fliegen mit einer Klappe schlug:

das Zublikum.

An der schönen blauen Moldau

Es ist nicht schwer, Lokalpatriot zu werden und an Wien jedes gute Haar zu lassen, wenn man das ‚Prager Tagblatt' liest, dessen schwelgerischer Betrachtung mein Lebensrest vorbehalten bleibt. Er wird insbesondere durch den täglichen Blick auf die Fülle von Druckfehlern verklärt, gegen die es zwar kein Präservativ zu geben scheint, das »Ihnen Schutz und Genuß sichert« deren Gefahr aber gerade mein etwas perverser Geschmack als besondere Würze empfindet. Da ich nie vor dem Eintreffen des ‚Prager Tagblatt', welches leider schon um halb sieben Uhr früh erfolgt, schlafen gehe und dessen aufregende Lektüre mich bis zum Mittag wach hält, so benütze ich diese Zeit, um an einer Sammlung der merkwürdigsten Druckfehler — aus ethno- wie psychologischem Gesichtspunkte — zu arbeiten (»Schäätze — ! Schäätze — !« sagt Nestroys Zopak); ferner an einer Sammlung von Annoncen, auf deren Druck etwas größere Sorgfalt verwendet wird, und sonstigen Nachrichten aus Österreich, von sprachkritischen Versuchen des ‚Prager Tagblatt' und andern Anekdoten, und last not least an einer Schilderung des Heldenkampfes zwischen Olla und Primeros, bei dem es eine Neutralität wahrt, die an die Haltung der Schweiz hinanreicht, nur mit dem Unterschied, daß deren Kriegsgewinn geringer ist. Vorläufig sei — von einem, der Prager Eindrücken ein noch nie verspürtes Pumpern des Herzens bei der Heimkehr verdankt — dem Erstaunen Ausdruck gegeben, daß ein feiner Stilist, der für das Blatt Wiener Theaterberichte schreibt, daselbst, heute, den Satz drucken läßt:

Dr. Beer, ein Wiener in Amerika, gibt der Figur die gemütliche Verwaschenheit, die sie als zuständig an der gelb-grau-grün-blauen Donau legitimiert.

Daß es Herr Dr. Beer, den ich schon spielen sah, nötig hat, daran ist nicht zu zweifeln. Was den Wiener Kritiker anlangt, auf den als einen der wenigen denkenden Angehörigen seines Berufs Wien stolz sein kann, so wäre es zwar Geschmackssache, doch immerhin möglich, selbst unter dem Alpdruck der Gefahr, daß sich die Spree in die Donau ergießen könnte, an Ort und Stelle einer althergebrachten Ansicht Ausdruck zu geben, die durch die überraschende Entschiedenheit einer Notwehr zunächst widerlegt scheint. Keineswegs empfiehlt es sich, sie in einem politischen Milieu kundzugeben, das allen Grund hätte, die Wiener Ausdauer mit Dankbarkeit statt mit schmunzelnder und schmonzelnder Zweifelsucht zu betrachten. Es ist gewiß nicht gut, die Leser des ‚Prager Tagblatt', denen nur am Samstag Aussicht auf verläßlichen Schutz gewährt wird, noch mehr zu entmutigen, als es durch die Entwicklung der Dinge

Im Henlein ohnedies geschieht. Besser jedenfalls, das chuzpetige Herabsehen auf Wien der Redaktion selbst zu überlassen, welche den unverwaschenen Herrn Max Brod eine »Moser-Rolle« (das gibt es) als eine

vielleicht gar nicht existierende, aber jedenfalls sehr österreichisch, angenehm und schlampig anmutende Gestalt

bezeichnen läßt. Dem ‚Prager Tagblatt', in dem zwar so manche österreichisch anmutende Annonce erscheint, pflegt ja nur selten die angenehme Schlamperei zu widerfahren, daß ein Sprachunterricht unter »Körperpflege« gerät, und bekanntlich kann man politisch, kulturell und administrativ im dortigen öffentlichen Leben von Wesenszügen der gemischtsprachigen Monarchie auch nicht mehr so viel ~~gewahren~~ als ~~Schwarz~~ unter den Fingernagel eines Intellektuellen ~~fehlt~~ Was ~~nun~~ die Farbe der Donau betrifft, will ich ~~ja~~ nicht leugnen, daß ich sie gleichfalls nie so ausgesprochen blau finden konnte, wie sie die Walzerkomponisten sehen; aber so blau wie die Gesellschaft des ‚Prager Tagblatt' der ich dringend widerraten möchte, sich als feste und treue Wacht an der einfarbigen Moldau aufzuspielen habe ich sie schon in Zeiten gefunden, wo ich noch nicht gratis für den Wiener Fremdenverkehr wirkte, den das ‚Prager Tagblatt' gegen hohe Entlohnung zu heben pflegt. Wie dem immer sei, würde ich jetzt mehr die Freude betonen, daß die Donau, mag sie ~~sie~~ allen andern Farben spielen, doch jedenfalls nicht braun ist; ich tät's ~~wahrlich~~ auch aus Sympathie für eine Bevölkerung, die an der Moldau zweifellos zuständig ist und vom Weltbürgertum des ‚Prager Tagblatt' unberührt ~~geblieben~~ Wohl muß man einer Redaktion, der wie alles ~~in der Welt~~ auch das eigene Blatt stagelgrün aufliegt, eine gewisse Forschheit zugutehalten. ~~Zumal~~ wenn sie es nicht unterläßt, in der gleichen Nummer dem ~~Hieb gegen das~~ gemütliche Wienertum, dem man sich dort in jeder Hinsicht und ~~vor allem~~ intellektuell überlegen fühlt, ~~eine~~ Aufklärung über ~~die~~ Prager Gemütlichkeit zu gesellen, welche ~~freilich~~ resoluter geartet scheint. Eine Tierfreundin beschwert sich nämlich darüber, daß die Prager Deutschen — soweit ihnen das Deutsch des ‚Prager Tagblatt' diese Eigenschaft erhalten und sie nicht zu Kosmopoliten gemacht hat — sich damit vergnügen, Silvesterschweinchen, kurz bevor sie geschlachtet werden, noch beherzt anzupacken, am Schwanz zu ziehen und sonst auf allerlei Art zu quälen. Der Wiener Autor aber, der sich in den Spalten des ‚Prager Tagblatt' vielleicht etwas beengt fühlt und darum entgleisen konnte, wurde für das Opfer, das er einer unverwaschenen Denkart gebracht hat, sogleich bestraft. Man ließ ihn der gemütlichen Figur des Dr. Beer (der im Prager Theaterleben prominent wäre) eine

lamarquante Figur

~~entgegen~~stellen und dieser wieder ein süßes Mädchen, dem die Darstellerin die uneingeschränkte

Bejahrung der Zuschauer

erspielt habe. Das ist aber nichts gegen den Genieblitz des Setzers, der ~~heftig~~ aus eben diesen Zuschauern — die offenbar alte Leser werden sollen, bevor sie eines süßen Mädchens und eines makellosen Tagblatts habhaft werden — eine Neubildung gemacht hat, die zwei Fliegen mit einer Klappe schlug: das

Zublikum.

(Schäätze —)

An der schönen blauen Moldau

Es ist nicht schwer, Lokalpatriot zu werden und an Wien jedes gute Haar zu lassen, wenn man das ‚Prager Tagblatt' liest, dessen schwelgerischer Betrachtung mein Lebensrest vorbehalten bleibt. Er wird insbesondere durch den täglichen Blick auf die Fülle von Druckfehlern verklärt, gegen die es zwar kein Präservativ zu geben scheint — »Ihr Schutz und Ihr Genuß« beim Lesen —, deren Gefahr aber gerade mein etwas perverser Geschmack als besondere Würze empfindet. Da ich nie vor dem Eintreffen des ‚Prager Tagblatt', welches leider schon um halb sieben Uhr früh erfolgt, schlafen gehe und die aufregende Lektüre mich bis zum Mittag wach hält, so benütze ich diese Zeit, um an einer Sammlung der merkwürdigsten Druckfehler — aus ethno- wie psychologischem Gesichtspunkte — zu arbeiten (»Schäätze —! Schäätze —!« sagt mein Nestroyscher Zopak); ferner an einer Sammlung von Annoncen, auf deren Druck Sorgfalt verwendet wird, ~~und~~ sonstigen Nachrichten aus Österreich, von sprachkritischen Versuchen des ‚Prager Tagblatt' ~~und~~ andern Anekdoten, und last not least an einer Schilderung des Heldenkampfes zwischen Olla und Primeros, bei dem es eine Neutralität wahrt, die an die Haltung der Schweiz hinanreicht, nur mit dem Unterschied, daß deren Kriegsgewinn geringer ist. Verlaufig sei — von einem, der Prager Eindrücken ein ~~noch~~ nie verspürtes Pumpern des Herzens bei der Heimkehr verdankt — dem Erstaunen Ausdruck gegeben, daß ein feiner Stilist, der für das Blatt Wiener Theaterberichte schreibt, daselbst, heute, den Satz drucken läßt:

Dr. Beer, ein Wiener in Amerika, gibt der Figur die gemütliche Verwaschenheit, die sie als zuständig an der gelb-grau-grün-blauen Donau legitimiert.

Daß es Herr Dr. Beer, den ich schon spielen sah, nötig hat, daran ist nicht zu zweifeln. Was den Wiener Kritiker anlangt, auf den als einen der wenigen denkenden Angehörigen seines Berufs Wien stolz sein kann, so wäre es zwar Geschmackssache, doch immerhin möglich, selbst unter dem Alpdruck der Gefahr, daß sich die Spree in die Donau ergießen könnte, an Ort und Stelle einer althergebrachten Ansicht Ausdruck zu geben, die durch die überraschende Entschiedenheit einer Abwehr zunächst widerlegt scheint. Keineswegs empfiehlt es sich, sie in einem politischen Milieu kundzugeben, das allen Grund hätte, die Wiener Ausdauer mit Dankbarkeit statt mit schmunzelnder und schmonzelnder Zweifelsucht zu betrachten. Es ist gewiß nicht gut, die Leser des ‚Prager Tagblatt', denen nur am Samstag Aussicht auf verläßlichen Schutz gewährt wird, noch mehr zu entmutigen, als es durch die Entwicklung der Dinge

~~An der schönen blauen Moldau~~

Es ist nicht schwer, Lokalpatriot zu werden und an Wien jedes gute Haar zu lassen, wenn man das ‚Prager Tagblatt' liest, dessen schwelgerischer Betrachtung mein Lebensrest vorbehalten bleibt. Er wird insbesondere durch den täglichen Blick auf die Fülle von Druckfehlern verklärt, gegen die es zwar kein Präservativ zu geben scheint — »Ihr Schutz und Ihr Genuß« beim Lesen —, deren Gefahr aber gerade mein etwas perverser Geschmack als besondere Würze empfindet. Da ich nie vor ~~dem Eintreffen~~ des ‚Prager Tagblatt', ~~welches~~ leider schon um halb sieben Uhr früh erfolgt, schlafen gehe und die aufregende Lektüre mich bis zum Mittag wach hält, so benütze ich diese Zeit, um an einer Sammlung der merkwürdigsten Druckfehler — aus ethno- wie psychologischem Gesichtspunkte — zu arbeiten (»Schäätze —! Schäätze —!« sagt mein Nestroyscher Zopak); ferner an einer Sammlung von Annoncen, auf deren Druck Sorgfalt verwendet wird, und sonstigen Nachrichten aus Österreich, von sprachkritischen Versuchen des ‚Prager Tagblatt' wie andern Anekdoten, und last not least an einer Schilderung des Heldenkampfes zwischen Olla und Primeros, bei dem es eine Neutralität wahrt, die an die Haltung der Schweiz hinanreicht, nur mit dem Unterschied, daß deren Kriegsgewinn geringer ist. Vorläufig sei — von einem, der ~~[~~Prager Eindrücken ein nie zuvor verspürtes Pumpern des Herzens bei der Heimkehr verdankt — dem Erstaunen Ausdruck gegeben, daß ein feiner Stilist, der für das Blatt Wiener Theaterberichte schreibt, daselbst, heute, den Satz drucken läßt:

Dr. Beer, ein Wiener in Amerika, gibt der Figur die gemütliche Verwaschenheit, die sie als zuständig an der gelb-grau-grün-blauen Donau legitimiert.

Daß es Herr Dr. Beer, den ich schon spielen sah, nötig hat, daran ist nicht zu zweifeln. Was den Wiener Kritiker anlangt, auf den als einen der wenigen denkenden Angehörigen seines Berufs Wien stolz sein kann, so wäre es ~~zwar Geschmacks-sache, doch immerhin möglich~~, selbst unter dem Alpdruck der Gefahr, daß sich die Spree in die Donau ergießen könnte, an Ort und Stelle einer althergebrachten Ansicht Ausdruck zu geben, die durch die überraschende Entschiedenheit einer Abwehr zunächst widerlegt erscheint. Keineswegs empfiehlt es sich, sie in einem politischen Milieu kundzu~~geben~~, das allen Grund hätte, die Wiener Ausdauer mit Dankbarkeit statt mit schmunzelnder und schmonzelnder Zweifelsucht zu betrachten. Es ist gewiß nicht gut, die Leser des ‚Prager Tagblatt', denen nur am Samstag Aussicht auf verläßlichen Schutz gewährt wird, noch mehr zu entmutigen, als es durch die Entwicklung der Dinge

um Henlein ohnedies geschieht. Besser jedenfalls, das chuzpetige Herabsehen auf Wien der Redaktion selbst zu überlassen, welche den unverwaschenen Herrn Max Brod eine »Moser-Rolle« (das gibt es) als eine

vielleicht gar nicht existierende, aber jedenfalls sehr österreichisch, angenehm und schlampig anmutende Gestalt

bezeichnen läßt. Dem ‚Prager Tagblatt', in dem zwar so manche österreichisch anmutende Annonce erscheint, pflegt ja nur selten die Schlamperei zu widerfahren, daß ein angenehmer Sprachunterricht unter »Körperpflege« gerät, und bekanntlich kann man politisch, kulturell und administrativ im dortigen öffentlichen Leben von Wesenszügen der gemischtsprachigen Monarchie auch nicht mehr so viel wahrnehmen, als unter den Fingernagel eines Prager Intellektuellen geht. Was jedoch die Farbe der Donau betrifft, will ich nicht leugnen, daß ich sie gleichfalls nie so ausgesprochen blau finden konnte, wie sie die Walzerkomponisten sehen; aber so blau wie die Gesellschaft des ‚Prager Tagblatt' (der ich dringend widerraten möchte, sich als feste und treue Wacht an der einfarbigen Moldau aufzuspielen) habe ich sie schon in Zeiten gefunden, wo ich noch nicht gratis für den Wiener Fremdenverkehr wirkte, den das ‚Prager Tagblatt' gegen hohe Entlohnung zu heben pflegt. Wie dem immer sei, würde ich jetzt mehr die Freude betonen, daß die Donau, mag sie alle andern Farben spielen, doch jedenfalls nicht braun ist; ich tät's wirklich auch aus Sympathie für eine Bevölkerung, die an der Moldau zweifellos zuständig ist und vom Weltbürgertum des ‚Prager Tagblatt' unberührt. Wohl muß man einer Redaktion, der wie alles auch das eigene Blatt stagelgrün aufliegt, eine gewisse Entschheit zugutehalten. Vollends wenn sie es nicht unterläßt, in der gleichen Nummer dem Getändel mit dem gemütlichen Wienertum, dem man sich dort in jeder Hinsicht und hauptsächlich intellektuell überlegen fühlt, die Aufklärung über eine Prager Gemütlichkeit zu gesellen, welche allerdings resoluter geartet scheint. Eine Tierfreundin beschwert sich nämlich darüber, daß die Prager Deutschen — soweit ihnen das Deutsch des ‚Prager Tagblatt' diese Eigenschaft erhalten und sie nicht zu Kosmopoliten gemacht hat — sich damit vergnügen, Silvester-schweinchen, kurz bevor sie geschlachtet werden, noch beherzt anzupacken, am Schwanz zu ziehen und sonst auf allerlei Art zu quälen. Der Wiener Autor aber, der sich in den Spalten des ‚Prager Tagblatt' vielleicht etwas beengt fühlt und darum entgleisen konnte, wurde für das Opfer, das er einer unverwaschenen Denkart gebracht hat, sogleich bestraft. Man ließ ihn der gemütlichen Figur des Dr. Beer (der im Prager Theaterleben prominent wäre) eine

lamarquante Figur

anschließen und dieser wieder ein süßes Mädchen, dem die Darstellerin die uneingeschränkte

Bejahrung der Zuschauer

erspielt habe. Das ist aber nichts gegen den Genieblitz des Setzers, der letzthin aus eben diesen Zuschauern — die offenbar alte Leser werden sollen, bevor sie eines süßen Mädchens und eines makellosen Tagblatts habhaft werden — eine Neubildung gemacht hat, die zwei Fliegen mit einer Klappe schlug: das

Zublikum.

(Schäätze —!)

Rauchen im Gefängnis

Eine Verteidigung der Donau, wie wenig muß sie, nicht wahr, dem anstehen, der gerade gegen diesen Strom dauergeschwommen ist — und doch tat er's um der echten »Schätze« willen, die er besser sah als die, die ~~grundsätzlich~~ mit dem Strom schwimmen, ja selbst als die bodenständigen Uferbewohner, welche doch bestimmt keine Ahnung von Nestroy ~~und~~ Raimund haben. Es sind eben (»c'est comme ça«) die Widersprüche, und da kann man halt nix machen: als schwimmen, wie man will und nicht wie's die andern wollen. Einen »Zwiespalt der Natur« bedeuten sie nicht, bloß den der Welt, die sich längst mit sich selber nicht auskennt, umsoweniger mit dem Betrachter, und wir werden zur Erklärung keinen Oerindur strapazieren. Mißfallen wie Gefallen an der Gegend wird auch Zeitlosigkeln, die sich erfrecht haben, einem die geistige Richtung vorzuschreiben, einst ein Bild hinterlassen, wissend oder vergessend, daß ihrer Reichen Macht hundertmal härter Gewalt ~~ergriffe~~ — geschweige die jenes Dritten, wo Gewalt gegen Wehrlosigkeit wütet —, sie mag sich entschlossen haben, Österreich als daß Land der Kerker zu bestimmen. Das eben ist der Fluch der bösen Tat des Weltkriegs, daß Amnestien beiweitem keinen so starken Widerhall finden als Verurteilungen: bei einer Machtwelt, die der Ohnmacht die Toleranz befiehlt, die sie selbst nicht kennt, aber ~~die Wut~~ der Gewalt als »innere Angelegenheit« achtet; und von einer Zeit her, wo ~~in Verbindung mit der bösen Tat~~ die Umgänglichkeit der »reinen Lamperln« mißtrauenswürdig schien. ~~Sollte eine~~ veränderte und so reduzierte Wirklichkeit, die als Vorposten der Welt nun der ausgewachsenen Hölle gegenübersteht, nicht neuer Erkenntnis würdig ~~sein~~? Hie und da scheint sie, von kleinem Anlaß geweckt, sich gegen die Macht propagierender Niedertracht durchzusetzen. Österreich ist das Land der Kerker; daß sie stark geleert wurden, hat schwachen Eindruck gemacht; ~~doch~~ zu der sinnfällig humanen Neuerung, daß dem Rest von Häftlingen das Rauchen erlaubt wurde, ~~erscheint~~ in einem ausländischen Blatt, dessen staatlicher Bereich sich solcher Reform vermutlich noch nicht rühmen kann, ein Lob das die Verteidigung der Donau gegen jenen Zweifel über ihre Farbe, ~~vielmehr~~ den Antrieb dazu in bemerkenswerter Weise unterstützt:

Schön, daß gerade in Österreich der Entschluß solcher Reform gefaßt wurde, daß wieder einmal dieses wunderliche, kleine, machtlose und tausendfach liebenswerte Land der Welt zu Bewußtsein bringt, was für Schmach und Unglück das wäre, wenn es ans Hakenkreuz geschlagen würde.

Schön, daß gerade in der Tschechoslowakei der Entschluß zu solcher Anerkennung gefaßt wurde, daß endlich dieses nicht kleine und machtlose, aber wunderliche, trotz seinen Politikern und Journalisten vielfach liebenswerte Land sich selbst zum Bewußtsein bringt, was für Schmach und Unglück der bezeichnete Ausgang auch für die Tschechoslowakei bedeuten würde. (Wogegen doch politisierende Schwächlinge bei der ~~letzten Vorstellung~~ der welthistorischen Alternative, zu der es hoffentlich nie kommen wird: Hitler oder Habsburg in Österreich!, einen roten Kopf zugunsten der ersten Möglichkeit bekamen und den Autor der »Letzten Tage der Menschheit« auf diese zu verweisen wagten. Macht nichts und wenn alle Unwandelbaren ~~wanken~~ sein Blick ist gleichwohl nur von der Wirklichkeit zu dirigieren, und er würde sich trotz solcher Autorschaft nicht nach Moskau schicken lassen, um dort Wochen dem »Werden und Wachstum eines Volkes« beizuwohnen, wodurch man leicht den Sinn für kleinere Themen und auch das Gedächtnis für realere Vorgänge verliert.) Die Einsicht, die in jenem Satz enthalten ist, macht dem Autor, Alfred Polgar, mehr Ehre, als ihm zu seinem sechzigsten Geburtstag erwiesen wurde — indem es ja auch zu den Wunderlichkeiten des so gewürdigten Landes gehört, geistige Werte lieber hervorzubringen als zu würdigen und einen geräuschvollen Drang nach Jubiläen anderweitig zu stillen. Der Satz rechtfertigt aber auch das Prinzip des Widerspruchs, in ~~einem~~ Maße, daß ein Autor, dessen Denken eben keinem äußern Diktat ge[illegible] schon binnen acht Tagen eine Zeitnotwendigkeit zu erkennen vermag, weil er sich nicht durch die standhafte Dummheit zwingen lassen wird, aus seinem Herzen just die Mördergrube zu machen, in die, mit ihrer Hilfe, sein Land verwandelt werden soll. Denn die Anerkennung einer Reform, die mehr Gemütlichkeit als Verwaschenheit bekundet, stammt von eben deren Tadler. Mit richtiger Erkenntnis stellt der Autor die an der Donau zuständige ~~Justiz~~ dem Geist einer neudeutschen ~~Gerichtsbarkeit~~ entgegen, die für den Gefangenen »ein Höchstmaß an Leiden« statuiert und die da verlangt

daß er von dem ganzen Jammer seiner Situation bis zur Hoffnungslosigkeit erfaßt werde, kurz, die den Häftling nach dem im Wiener Lied ausgesprochenen Grundsatz behandelt wissen will: »Hält er's aus, is' gut für ihn — hält er's nicht aus, wird er hin.«

Hierin ist vielleicht, versehentlich, einer in Prag willkommenen Lesart insofern Vorschub geleistet: als könnte sich die neudeutsche ~~Bestialität~~ auf einen im altwienerischen Lied ~~empfohlenen~~ Grundsatz oder gar Rechtsgrundsatz berufen; eine Nachprüfung des Textes würde wohl ergeben, daß sein Sinn eher auf eine Ablehnung ~~der~~ Probe hinausläuft, daß weniger ~~Beliebung~~ als Darstellung ~~der~~ Wurstigkeit — möglicherweise ~~auch etwas~~ wurstig — beabsichtigt ist; ~~möglicherweise~~ handelt überhaupt keine Strophe von Kerkerleiden, und besser wäre ~~wohl~~ ein Hinweis auf den »im Wiener Lied bezeichneten Standpunkt« gewesen. Die Greuel des Strafvollzuges waren zu allen Zeiten ein internationales Übel, doch ganz bestimmt hatte das Milieu, dem das Lied entsprang, in der Gestalt des »Wachters« (der bei Nestroy zu ganz anderm Zwecke die Hand erhebt) nichts von der Gewalttätigkeit aufzuweisen, die das Jahrhundert einer fortgeschrittenen Technik, vor, in und nach dem Weltkrieg, auszeichnet; geschweige denn, daß es ~~die geringste~~ Stütze für die Herrenmoral freigelassener Sklaven geboten hätte. Der Annahme, das Wiener Lied habe solch fatalen Sinn zu eigen, würde ja erfreulich und überraschend die ~~Anerkennung~~ der Reform widersprechen, gleich ihrer Möglichkeit, auf welche eine reifende Sozialdemokratie wie auf so manches nicht verfallen ist, weshalb sie auch wohl verfallen ist. Doch man hat wirklich den Eindruck, als ob sich ~~in~~ ~~Tagen, wo~~ Bomben, Trümmer, Blut und Boden rauchen, an unscheinbarer Wohltat Menschlichkeit gegen die Schrecken der Zivilisation bewähren wollte. In Brünn mögen nun auch Köpfe rauchen, weil das jüngst erst gezeichnete Porträt eines Justizministers (der zwar von seiner Wissenschaft mehr versteht als als ein Winkeladvokat des Teufels) durch einen Erlaß und dessen Belobung ins Humane verzerrt wird. Prags Tagblatt aber hat Sinn für Abwechslung und macht sich nichts daraus, zwischen all den versteckten Herabsetzungen deren Offenheit seine letzte und stärkste Seite beeinträchtigen würde, auch einmal die Wahrheit über Österreich zu ~~bringen~~

Rauchen im Gefängnis

Eine Verteidigung der Donau, wie wenig muß sie, nicht wahr, dem anstehen, der gerade gegen diesen Strom dauergeschwommen ist — und doch tat er's um der echten »Schätze« willen, die er besser sah als die, die prinzipienhaft mit dem Strom schwimmen, ja selbst als die bodenständigen Uferbewohner, welche doch bestimmt keine Ahnung von Nestroy und Raimund, Altenberg und Loos haben. Es sind eben (»c'est comme ça«) die Widersprüche, und da kann man halt nix machen: als schwimmen, wie man will und nicht wie die andern wollen. Einen »Zwiespalt der Natur« bedeuten sie nicht, bloß den der Welt, die sich längst mit sich selber nicht auskennt, umsoweniger mit dem Betrachter, und wir werden zur Erklärung keinen Oerindur strapazieren. Mißfallen wie Gefallen an der Gegend wird auch Zeitstoffeln, die sich erfrecht haben, einem die geistige Richtung vorzuschreiben, einst ein Bild hinterlassen, dessen Vielförmigkeit nicht Schuld der Darstellung gewesen. Papierne Freiheit mag, wissend oder vergessend, daß ihrer eignen Reiche Macht hundertmal härter Gewalt ergriffe — geschweige die jenes Dritten, wo Gewalt gegen Wehrlosigkeit wütet —, sie mag sich entschlossen haben, Österreich als das Land der Kerker zu bestimmen. Das eben ist der Fluch der bösen Tat des Weltkriegs, daß Amnestien beiweitem keinen so starken Widerhall finden als Verurteilungen: bei einer Machtwelt, die der Ohnmacht die Toleranz befiehlt, ~~die sie selbst nicht kennt,~~ aber das Wüten der Gewalt als »innere Angelegenheit« achtet; und von einer Zeit her, wo das Hiesige dasig wurde und die Umgänglichkeit der »reinen Lamperln« mißtrauenswürdig schien. Sollte sich lange nach der bösen Tat eines Friedens, die Österreich den Hunger, doch deutschem Wahn die Nahrung brachte, das Ansehen der Dinge nicht geändert haben? Sollte nicht der Begriff eines »heiligen Verteidigungskriegs«, vor dem unnennbaren Folgeübel, das nicht bloß den Schwächsten bedroht, jetzt erst in seine Ehre eingesetzt sein? Wäre eine veränderte und so reduzierte Wirklichkeit, die als Vorposten der Welt nun der ausgewachsenen Hölle gegenübersteht, nicht neuer Erkenntnis würdig? Hie und da scheint sie von kleinem Anlaß geweckt, sich gegen die Macht propagierender Niedertracht durchzusetzen. Österreich ist das Land der Kerker; daß sie stark geleert wurden, hat schwachen Eindruck gemacht, allein zu der sinnfällig humanen Neuerung, daß dem Rest von Häftlingen das Rauchen erlaubt wurde, wird in einem ausländischen Blatt, dessen staatlicher Bereich sich solcher Reform vermutlich noch nicht rühmen kann, doch ein Lob gebracht, das die Verteidigung der Donau gegen jenen Zweifel über ihre Farbe, ja den Antrieb dazu in bemerkenswerter Weise unterstützt:

Schön, daß gerade in Österreich der Entschluß solcher Reform gefaßt wurde, daß wieder einmal dieses wunderliche, kleine, machtlose und tausendfach liebenswerte Land der Welt zu Bewußtsein bringt, was für Schmach und Unglück das wäre, wenn es ans Hakenkreuz geschlagen würde.

Schön, daß gerade in der Tschechoslowakei der Entschluß zu solcher Anerkennung gefaßt wurde, daß endlich dieses nicht kleine und machtlose, aber wunderliche, trotz seinen Politikern und Journalisten vielfach liebenswerte Land sich selbst zum Bewußtsein bringt, was für Schmach und Unglück der bezeichnete Ausgang auch für die Tschechoslowakei bedeuten würde. (Wogegen doch politisierende Schwächlinge bei der bloßen Berührung der welthistorischen Alternative, zu der es hoffentlich nie kommen wird: Hitler oder Habsburg — in Österreich! —, einen roten Kopf zugunsten der ersten Möglichkeit bekamen und den Autor der »Letzten Tage der Menschheit« auf diese zu verweisen wagten. Macht nichts und wenn alle Unwandelbaren futsch oder gar futschik sind — sein Blick ist gleichwohl nur von der Wirklichkeit zu dirigieren, und er würde sich trotz solcher Autorschaft nicht nach Moskau schicken lassen, um dort zwei Wochen dem »Werden und Wachstum eines Volkes« beizuwohnen, wodurch man leicht den Sinn für kleinere Themen und auch das Gedächtnis für realere Vorgänge verliert.) Die Einsicht, die in jenem Satz enthalten ist, macht dem Autor, Alfred Polgar, mehr Ehre, als ihm zu seinem sechzigsten Geburtstag erwiesen wurde — indem es ja auch zu den Wunderlichkeiten des so gewürdigten Landes gehört, geistige Werte lieber hervorzubringen als zu würdigen und einen geräuschvollen Drang nach Fetierung anderweitig zu stillen. Der Satz rechtfertigt aber auch das Prinzip des Widerspruchs, und in dem Maße, daß ein Autor, dessen Denken eben keinem äußern Diktat gehorcht, schon binnen acht Tagen eine Zeitnotwendigkeit zu erkennen vermag, weil er sich nicht durch die standhafte Dummheit zwingen lassen wird, aus seinem Herzen just die Mördergrube zu machen, in die, mit ihrer Hilfe, sein Land verwandelt werden soll. Denn die Anerkennung einer Reform, die weit mehr Gemütlichkeit bekundet als Verwaschenheit, stammt von eben deren Tadler. Mit richtiger Erkenntnis nun stellt der Autor die an der Donau zuständige Gerichtsbarkeit dem Geist einer neudeutschen entgegen, die für den Gefangenen »ein Höchstmaß an Leiden« statuiert und die da verlangt

daß er von dem ganzen Jammer seiner Situation bis zur Hoffnungslosigkeit erfaßt werde, kurz, die den Häftling nach dem im Wiener Lied ausgesprochenen Grundsatz behandelt wissen will: »Hält er's aus, is' gut für ihn — hält er's nicht aus, wird er hin.«

Hierin ist vielleicht, versehentlich, einer in Prag willkommenen Lesart insofern Vorschub geleistet: als könnte sich die neudeutsche Grausamkeit auf einen im altwienerischen Lied ~~bejahten~~ Grundsatz oder gar Rechtsgrundsatz berufen; eine Nachprüfung des Textes würde wohl ergeben, daß sein Sinn eher auf eine Ablehnung jener Probe hinausläuft, daß weniger ~~Empfehlung~~ als Darstellung so peinlicher Wurstigkeit — möglicherweise etwas wurstig / und peinlich genug — beabsichtigt ist; vermutlich handelt überhaupt keine Strophe von Kerker e den, und besser wäre vielleicht ein Hinweis auf den »im Wiener Lied bezeichneten (nicht bezogenen) Standpunkt« gewesen. Die Greuel des Strafvollzuges waren zu allen Zeiten ein internationales Übel, doch ganz bestimmt hatte das Milieu, dem das Lied entsprang, in der Gestalt des »Wachters« (der bei Nestroy zu ganz anderm Zwecke die Hand erhebt) nichts von der Gewalttätigkeit aufzuweisen, die das Jahrhundert einer fortgeschrittenen Technik, vor, in und nach dem Weltkrieg, auszeichnet; geschweige denn, daß es eine Stütze für die Herrenmoral freigelassener Sklaven ~~geboten hätte.~~ Der Annahme, das Wiener Lied habe solch fatalen Sinn zu eigen, würde ja erfreulich und überraschend die Hervorhebung der Reform widersprechen, gleich ihrer Möglichkeit, auf welche eine regierende Sozialdemokratie wie auf so manches nicht verfallen ist, weshalb sie wohl auch verfallen ist. Doch man hat — auch wenn sich das Milie widerspräche und die Verehrer der »Letzten Tage der Menschheit« / die unwandelbar bestehen bleiben / enttäuscht wären — man hat wirklich den Eindruck, als ob sich jetzt, da Bomben, Trümmer, Blut und Boden rauchen, an unscheinbarer Wohltat / Menschlichkeit gegen die Schrecken der Zivilisation bewähren wollte. In Brünn mögen nun auch Köpfe rauchen, weil das jüngst erst gezeichnete Porträt eines Justizministers (der zwar von seiner Wissenschaft mehr versteht als ~~als~~ ein Winkeladvokat des Teufels) durch einen Erlaß und dessen Belobung so arg ins Humane verzerrt wird. Prags Tagblatt aber hat Sinn für Abwechslung und macht sich nichts daraus, zwischen all den versteckten Herabsetzungen (deren Offenheit seine letzte und stärkste Seite beeinträchtigen würde) auch einmal die Wahrheit über Österreich zu drucken, und eine, die nicht ~~einmal~~ vom Setzer entstellt wurde. (Etsch!, meinte in solchen Fällen P. A., der ein österreichischer Dichter war, verspäteter Minnesänger, und nicht bloß Nachtlokalpatriot.)

Rauchen im Gefängnis

Eine Verteidigung der Donau, wie wenig muß sie, nicht wahr, dem anstehen, der gerade gegen diesen Strom dauergeschwommen ist — und doch tat er's um der echten »Schätze« willen, die er besser sah als die, die prinzipienfest mit dem Strom schwimmen, ja selbst als die bodenständigen Uferbewohner, welche doch bestimmt keine Ahnung von Nestroy und Raimund, Altenberg oder Loos haben. Es sind eben (»c'est comme ça«) die Widersprüche, und da kann man halt nix machen: als schwimmen, wie man will und nicht wie die andern wollen, daß man schwimme. Einen »Zwiespalt der Natur« bedeuten jene nicht, bloß den der Welt, die sich längst mit sich selber nicht auskennt, umsoweniger mit dem Betrachter, und wir werden zur Erklärung keinen Oerindur strapazieren. Mißfallen wie Gefallen an der Gegend wird auch Zeitstoffeln, die sich erfrecht haben, einem die geistige Richtung vorzuschreiben, einst ein Bild hinterlassen, dessen Vielförmigkeit nicht Schuld der Darstellung gewesen. Papierne Freiheit mag, wissend oder vergessend, daß ihrer eignen Reiche Macht hundertmal härter Gewalt ergriffe — geschweige die jenes Dritten, wo Gewalt gegen Wehrlosigkeit wütet —, sie mag sich entschlossen haben, Österreich als das Land der Kerker zu bestimmen. Das eben ist der Fluch der bösen Tat des Weltkriegs, daß Amnestien beiweitem keinen so starken Widerhall finden als Verurteilungen: bei einer Machtwelt, die der Ohnmacht die Toleranz befiehlt, aber das Wüten der Gewalt als »innere Angelegenheit« achtet; und von einer Zeit her, wo das Hiesige dasig wurde und die Umgänglichkeit der »reinen Lamperln« mißtrauenswürdig schien. Sollte sich aber, lange nach der bösen Tat eines Friedens, der Österreich den Hunger, doch deutschem Wahn alla Nahrung brachte, das Ansehen der Dinge nicht geändert haben? Sollte nicht der Begriff eines »heiligen Verteidigungskriegs«, vor dem unnennbaren Folgeübel, das nicht bloß den Schwächsten bedroht, jetzt erst in seine Ehre eingesetzt sein? Wäre eine veränderte und so reduzierte Wirklichkeit, die als Vorposten der Welt nun der ausgewachsenen Hölle gegenübersteht, nicht neuer Erkenntnis würdig? Hie und da scheint diese, von kleinem Anlaß geweckt, sich gegen die Macht propagierender Niedertracht durchzusetzen. Österreich ist das Land der Kerker; daß sie stark geleert werden, macht schwachen Eindruck; doch zu der sinnfällig humanen Neuerung, daß dem Rest von Häftlingen das Rauchen erlaubt wurde, wird in einem ausländischen Blatt, dessen staatlicher Bereich sich solcher Reform wohl noch nicht rühmen kann, ein Lob gebracht, das die Verteidigung der Donau gegen jenen Zweifel über ihre Farbe, ja den Antrieb dazu in bemerkenswerter Weise unterstützt:

Schön, daß gerade in Österreich der Entschluß solcher Reform gefaßt wurde, daß wieder einmal dieses wunderliche, kleine, machtlose und tausendfach liebenswerte Land der Welt zu Bewußtsein bringt, was für Schmach und Unglück das wäre, wenn es ans Hakenkreuz geschlagen würde.

Schön, daß gerade in der Tschechoslowakei der Entschluß zu solcher Anerkennung gefaßt wurde, daß endlich dieses nicht kleine und machtlose, aber wunderliche, trotz seinen Politikern und Journalisten ~~vielfach~~ liebenswerte Land sich selbst zum Bewußtsein bringt, was für Schmach und Unglück der bezeichnete Ausgang auch für die Tschechoslowakei bedeuten würde. (Wogegen doch politisierende Schwächlinge bei der bloßen Berührung der welthistorischen Alternative, zu der es hoffentlich nie kommen wird: Hitler oder Habsburg — in Österreich! —, einen roten Kopf zugunsten der ersten Möglichkeit bekamen und den Autor der »Letzten Tage der Menschheit« auf diese zu verweisen wagten. Macht nichts/ und wenn alle Unwandelbaren futsch/oder gar futschik/sind ~~+~~ sein Blick ist gleichwohl nur von der Wirklichkeit zu dirigieren, und er würde sich trotz solcher Autorschaft nicht nach Moskau schicken lassen, um dort zwei Wochen ~~dem~~ »Werden ~~und Wachstum eines~~ großen ~~Volkes~~« beizuwohnen, wodurch man leicht den Sinn für kleinere Themen und auch das Gedächtnis für realere Vorgänge verliert.) Die Einsicht, die in jenem Satz enthalten ist, macht dem Autor, Alfred Polgar, mehr Ehre, als ihm zu seinem sechzigsten Geburtstag erwiesen wurde — indem es ja auch zu den Wunderlichkeiten des so gewürdigten Landes gehört, geistige Werte lieber hervorzubringen als zu würdigen und einen geräuschvollen Drang nach Fetierung anderweitig zu stillen. Der Satz rechtfertigt aber auch das Prinzip des Widerspruchs, und in dem Maße, daß ein Autor, dessen Denken eben keinem äußern Diktat gehorcht, schon binnen acht Tagen eine Zeitnotwendigkeit zu erkennen vermag, weil er sich nicht durch die standhafte Dummheit zwingen lassen wird, aus seinem Herzen just die Mördergrube zu machen, in die, mit ihrer Hilfe, sein Land/verwandelt werden soll. Denn die Anerkennung einer Reform, die weit mehr Gemütlichkeit bekundet als Verwaschenheit, stammt von eben deren Tadler. Mit richtiger Erkenntnis nun stellt der Autor die an der Donau zuständige Gerichtsbarkeit dem Geist einer neudeutschen entgegen, die für den Gefangenen »ein Höchstmaß an Leiden« statuiert und die da verlangt/

daß er von dem ganzen Jammer seiner Situation bis zur Hoffnungslosigkeit erfaßt werde, kurz, die den Häftling nach dem im Wiener Lied ausgesprochenen Grundsatz behandelt wissen will: »Hält er's aus, is' gut für ihn — hält er's nicht aus, wird er hin.«

Hierin ist vielleicht, ~~versehentlich~~, einer in Prag willkommenen Lesart insofern Vorschub geleistet: als könnte sich die neudeutsche Grausamkeit auf einen im altwienerischen Lied bejahten Grundsatz oder gar Rechtsgrundsatz berufen; eine Nachprüfung des Textes würde wohl ergeben, daß sein Sinn eher auf eine Ablehnung jener Probe hinausläuft, daß weniger Empfehlung als Darstellung so peinlicher Wurstigkeit — möglicherweise etwas wurstig, und peinlich genug — beabsichtigt ist; vermutlich handelt überhaupt keine Strophe von Kerkerleiden, und besser wäre vielleicht ein Hinweis auf den »im Wiener Lied bezeichneten (nicht bezogenen) Standpunkt« gewesen. Die Greuel des Strafvollzuges waren zu allen Zeiten ein internationales Übel, doch ganz bestimmt hatte das Milieu, dem das Lied entsprang, in der Gestalt des »Wachters« (der bei Nestroy zu ganz anderm Zwecke die Hand erhebt) nichts von der Gewalttätigkeit aufzuweisen, die das Jahrhundert einer fortgeschrittenen Technik, vor, in und nach dem Weltkrieg, auszeichnet, geschweige denn, daß es eine Stütze für die Herrenmoral freigelassener Sklaven böte. Der Annahme, das Wiener Lied habe solch fatalen Sinn zu eigen, würde ja erfreulich und überraschend die Hervorhebung der Reform widersprechen, gleich ihrer Möglichkeit, auf welche eine regierende Sozialdemokratie wie auf so manches nicht verfallen ist, weshalb sie wohl auch verfallen ist. Doch man hat — auch wenn sich das Milieu widerspräche und die Verehrer der »Letzten Tage der Menschheit« (die unwandelbar bestehen bleiben) enttäuscht wären — man hat wirklich den Eindruck, als ob sich jetzt, da Bomben, Trümmer, Blut und Boden rauchen, an unscheinbarer Wohltat ein Rest von Menschlichkeit gegen die Schrecken der Zivilisation bewähren wollte. In Brünn mögen nun auch Köpfe rauchen, weil das jüngst erst gezeichnete Porträt eines Justizministers (der zwar von seiner Wissenschaft mehr versteht als ein Winkeladvokat des Teufels) durch einen Erlaß und dessen Belobung so arg ins Humane verzerrt wird. Prags Tagblatt aber hat Sinn für Abwechslung und macht sich nichts daraus, zwischen all den versteckten Herabsetzungen (deren Offenheit seine letzte und stärkste Seite beeinträchtigen würde) auch einmal die Wahrheit über Österreich zu drucken, und eine, die nicht vom Setzer entstellt wurde. (Etsch!, meinte in solchen Fällen P. A., der ein österreichischer Dichter war, verspäteter Minnesänger, und nicht bloß Nachtlokalpatriot.)

—

mit Kultur, Wirtschaft, Weltfrieden und garantiertem Zusammenleben von Löwe & Lamm wäre ohne Zweifel ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, wenn es nicht der Fall wäre, daß man den Weg dahin, unter Palmen, nicht ungestraft wandelt, so daß einem diese verhaßt werden könnten. Man ist aber leider genötigt, sowohl dem Standpunkt der Ottilie in den »Wahlverwandtschaften« wie dem des Tempelherrn im »Nathan«, die häufig verwechselt werden, beizupflichten, weil jenes Ideal nicht ohne die Artikel des Grafen Coudenhove-Kalergi zu erreichen ist. (Deren einer, der Nachruf auf Dollfuß, von jeglicher Redensart frei schien, was aber wohl das Verdienst des lebendigen Toten war.) Der vorzüglichen Schauspielerin Ida Roland, die merklich noch einen Schimmer der Wolter empfangen hat, war es nicht beschieden, dem riesenhaften Vorbild auch in dem Glück des gräflichen Kunstberaters nachzustreben; vielmehr hat sie allzulange dem eigenen Wirken entsagt, um mit administrativer Energie der politischen, rednerischen und publizistischen Tätigkeit des Gatten beizustehn, dessen gutes Meinen, nehmt alles nur in allem, die Sphäre Benesch und Mussolini umschließt, nicht ohne auch eine letzte Hoffnung auf Hitler. Ob sie das Format zu einer Lady Macbeth hat, wird sich zeigen; aber daß sie einem Mann, der außer einem starken Hang zur Publizität frei von teuflischen Trieben ist, zu Kongressen spornt, hat schon einen tragischen Zug. Kürzlich nun hat er, nun ganz auf Prag konzentriert, einen Artikel veröffentlicht, dessen Inhalt — so im Gedankenraum der Verbindung von Kultur und Handelsverträgen — Paneuropa endlich als die 25malige Wiederholung von Europa erkennen ließ:

. . gehört zu den vielen geistigen Paradoxen . . sprachen sie europäisch . . gemeinsames Bekenntnis zu Paneuropa, zur europäischen Idee, zur europäischen Kultur, zur europäischen Wirtschaft, zur europäischen Politik . . in der Mitte Europas . . erfüllt vom europäischen Geist und europäischer Tradition . . des größten europäischen Masaryk . . dem jüngsten Stern auf dem Himmel der großen europäischen Politik . . einer großen europäischen Hoffnung . . in der Geschichte Mitteleuropas . . für die wirtschaftliche Gesundung Mitteleuropas . . geistige Persönlichkeiten von europäischem Format . . das gemeinsame Bekenntnis zu Europa . . wirtschaftliche Zersplitterung Europas . . eine glückliche Zukunft der Europäer . . bekennen sich zur gemeinsamen europäischen Kultur . . die tausendjährige Kultur Europas . . zwischen den drei Europäern . . bildet einen Lichtblick im Dunkel der heutigen Politik Europas . . Verständigung im Herzen Europas . . um diese europäische Verständigung eines Tages in Paris und Berlin zu krönen.

Coudenhove-Kalergi, dessen paneuropäisches Ideal nicht angetastet werden soll — wiewohl die Abschaffung der Presse noch schöner wäre und die Ruhe der Welt noch besser garantierte —, scheint sich ganz dem Glauben verschrieben zu haben, daß »Europäer« zu sein eine besondere kulturelle Ehre bedeute. Nun ist es zwar richtig und nachweisbar, daß mitten in Europa sich die Barbarei aufgetan hat; aber darum ist die Umgebung noch beiweitem nicht so europäisch, wie dieser edle Schwärmer anzunehmen scheint. Wäre es jedoch selbst der Fall: weshalb soll ein »Europäer«, den man ja allenfalls einem Amerikaner vorziehen mag, ein höheres Gottesgeschöpf sein als ein Bewohner anderer, wenngleich dunklerer Erdteile? Wir Afrikaner sind doch bessere Menschen und bestimmt keine so geübten Menschenfresser. Doch warum in die Ferne schweifen, wenn Asien dem Grafen Coudenhove-Kalergi so nahe liegt? Ein Japaner, der freilich schon in der europäischen Zivilisation bewandert war, antwortete mir einst auf meine Frage, was man dort von jener halte, kurz und bündig: »Mer lacht«. Ein Chinese mit weit sympathischer Ferne von solcher Anpassungsfähigkeit, dürfte sowohl über den Glauben des Europäers, daß er einer sei, wie über den Stolz drauf lächeln, wofern ihm nicht Lehars Operette die Laune verdüstert hat.

83/84

Denkmalschutz

Eine Ausdehnung der internationalen Gesetze über die Verlagsrechte auf Artikel in Zeitungen

will das englische Landeskomitee für Internationales Verlagsrecht auf einer

Konferenz für Revision der internationalen Konvention

wie ein bodenständiges Blatt mitteilt, beantragen. Es ist gewiß ein berechtigtes Interesse der ~~Blätter~~, Originallügen gegen »Abdruck ohne Zustimmung des Autors« zu schützen, gegen eine Entwendung, als welche aber ~~ein~~ Nachdruck in der Fackel wohl nicht aufzufassen wäre. Das englische Komitee stimmt, was den Schutz von Zeitungsartikeln anlangt, mit dem belgischen Komitee überein.

Dagegen hat sich das Komitee gegen zwei andere belgische Vorschläge ausgesprochen. Der eine betrifft eine Verschärfung des Einspruchsrechtes des Autors gegen Veränderungen und Verstümmelungen seiner Werke, falls diese Änderungen seinem Ruf abträglich sein könnten.

Vermutlich hat das englische Komitee den Fall Shaw-Trebitsch im Auge und steht da auf dem Standpunkt des Rechtssatzes: Volenti non fit injuria. Die Duldsamkeit, die es mit dem lebenden Autor teilt, erstreckt sich aber leider auch auf den toten, der noch weit duldsamer ist, wenngleich hier ein Willensakt weniger in Erscheinung tritt. Der ~~andere~~ belgische Vorschlag verlangt nämlich

die Ausdehnung des Schutzes gegen Verstümmelung und Verfälschung von bekannten klassischen Werken aller Länder.

Da aber das englische Komitee für die Einbeziehung kinematographischer Werke eintreten will, so würde sich ergeben daß im Fall »Sommernachtstraum« zwar nicht Shakespeare, aber Reinhardt des autorrechtlichen Schutzes teilhaft ~~würde~~ Was mit diesem Beweis englischer Liberalität einigermaßen versöhnen ~~würde~~ wäre die Erlaubnis, die die ‚Fackel' für den Nachdruck der Kritik aus ‚Times' und ‚Nation' ausnahmsweise erteilt. Leider ist zu befürchten, daß die kontinentale Presse sich ~~in diesem Fall~~ streng an das ausgedehnte Gesetz zum Schutz von Zeitungsartikeln halten wird.

Denkmalschutz

Eine Ausdehnung der internationalen Gesetze über die Verlagsrechte auf Artikel in Zeitungen

will das englische Landeskomitee für Internationales Verlagsrecht auf einer

Konferenz für Revision der internationalen Konvention

wie ein bodenständiges Blatt mitteilt, beantragen. Es ist gewiß ein berechtigtes Interesse der Zeitungen, Originallügen gegen »Abdruck ohne Zustimmung des Autors« zu schützen, gegen eine Entwendung, als welche aber der Nachdruck in der ‚Fackel' wohl nicht aufzufassen wäre. Das englische Komitee stimmt, was den Schutz von Zeitungsartikeln anlangt, mit dem belgischen Komitee überein.

Dagegen hat sich das Komitee gegen zwei andere belgische Vorschläge ausgesprochen. Der eine betrifft eine Verschärfung des Einspruchsrechtes des Autors gegen Veränderungen und Verstümmelungen seiner Werke, falls diese Änderungen seinem Ruf abträglich sein könnten.

Vermutlich hat das englische Komitee den Fall Shaw-Trebitsch im Auge und steht da auf dem Standpunkt des Rechtssatzes: Volenti non fit injuria. Die Duldsamkeit, die es mit dem lebenden Autor teilt, erstreckt sich aber leider auch auf den toten, der noch weit duldsamer ist, wenngleich hier ein Willensakt weniger in Erscheinung tritt. Der zweite belgische Vorschlag verlangt nämlich

die Ausdehnung des Schutzes gegen Verstümmelung und Verfälschung von bekannten klassischen Werken aller Länder.

Da aber das englische Komitee

für die Einbeziehung kinematographischer Werke eintreten will

so würde sich ergeben daß im Fall des »Sommernachtstraum« zwar nicht Shakespeare, aber Reinhardt des autorrechtlichen Schutzes teilhaft wäre. Was mit diesem Beweis englischer Liberalität einigermaßen versöhnen könnte, ~~wäre~~ die Erlaubnis, die die ‚Fackel' für den Nachdruck der Kritik aus ‚Times' und ‚Nation' ausnahmsweise erteilt. Leider ~~ist~~ aber zu befürchten, daß die kontinentale Presse sich streng an das ausgedehnte Gesetz zum Schutz von Zeitungsartikeln halten ~~wird~~.

Denkmalschutz

Eine Ausdehnung der internationalen Gesetze über die Verlagsrechte auf Artikel in Zeitungen

will das englische Landeskomitee für Internationales Verlagsrecht auf einer

Konferenz für Revision der internationalen Konvention

wie ein bodenständiges Blatt mitteilt, beantragen. Es ist gewiß ein berechtigtes Interesse der Zeitungen, Originallügen gegen »Abdruck ohne Zustimmung des Autors« zu schützen, gegen eine Entwendung, als welche aber der Nachdruck in der ‚Fackel' wohl nicht aufzufassen wäre. Das englische Komitee stimmt, was den Schutz von Zeitungsartikeln anlangt, mit dem belgischen Komitee überein.

Dagegen hat sich das Komitee gegen zwei andere belgische Vorschläge ausgesprochen. Der eine betrifft eine Verschärfung des Einspruchsrechtes des Autors gegen Veränderungen und Verstümmelungen seiner Werke, falls diese Änderungen seinem Ruf abträglich sein könnten.

Vermutlich hat das englische Komitee den Fall Shaw-Trebitsch im Auge und steht da auf dem Standpunkt des Rechtssatzes: Volenti non fit injuria. Die Duldsamkeit, die es mit dem lebenden Autor teilt, erstreckt sich aber leider auch auf den toten, der noch weit duldsamer ist, wenngleich hier ein Willensakt weniger in Erscheinung tritt. Der zweite belgische Vorschlag verlangt nämlich

die Ausdehnung des Schutzes gegen Verstümmelung und Verfälschung von bekannten klassischen Werken aller Länder.

Da aber das englische Komitee

für die Einbeziehung kinematographischer Werke eintreten will

so würde sich ergeben daß im Fall des »Sommernachtstraum« zwar nicht Shakespeare, aber Reinhardt des autorrechtlichen Schutzes teilhaft wäre. Was mit diesem Beweis englischer Liberalität einigermaßen versöhnen könnte, ist die Erlaubnis, die die ‚Fackel' für den Nachdruck der Kritiken aus ‚Times' und ‚Nation' ausnahmsweise erteilt. Leider ist aber zu befürchten, daß die kontinentale Presse sich streng an das ausgedehnte Gesetz zum Schutz von Zeitungsartikeln halten wird.

Was die Menschheit in Wort und Tat hinnimmt

Das Folgende steht in einem Tratschblatt, das sich — so weit ist die Technik fortgeschritten und so eng gefaßt ist der Betrugsparagraph — jeweils einen »Fernspruch« aus London, Paris, Konstantinopel und sogar Berlin herstellt (mit dem Stärksten gegen die Gestapo, dessen telephonische Weitergabe ohne Unterbrechung, Verhaftung und Tötung des verwegenen Korrespondenten eigentlich beweisen müßte, daß die Meldung unwahr ist und die Gestapo eine freiheitliche Errungenschaft, wenn die lesenden Idioten so weit denken könnten. Diese Fernsprüche sind zumeist Nachdrucke von Zitaten eines Basler Blattes oder, in frischern Fällen, Ausschnitte aus ~~dem~~ Prager Blatt, das ~~man~~ bedauerlicher Weise, schon sieben Stunden früher ~~im Kaffeehaus lesen kann.~~ Während also hier die Berichterstattung ein Kinderspiel ist, scheinen es die Kollegen in Addis Abeba, deren einer hundert ~~solcher~~ Boulevardblätter mit dem gleichen Originalbericht versorgt, weit schwerer zu haben.

Eigentlich ist alles unzufrieden in Addis Abeba. Der Negus mit den Mißerfolgen seiner Armee — begreiflicherweise! —, die Bevölkerung mit den Niederlagen und den Opfern, die ihr auferlegt werden, und letzten Endes wir Korrespondenten, weil man uns die Berichterstattung erschwert.

Nur die, die jenes schon erlitten haben, ruhen erleichtert und zufrieden ~~aus~~

84/85

153

Was die Menschheit in Wort und Tat hinnimmt

Das Folgende steht in einem Tratschblatt, das sich — so weit ist die Technik fortgeschritten und so eng gefaßt ist der Betrugsparagraph — ~~jeweils~~ einen »Fernspruch« aus London, Paris, Konstantinopel, Bombay und sogar Berlin herstellt (mit dem Stärksten gegen die Gestapo, dessen telephonische Weitergabe ohne Unterbrechung, Verhaftung und Tötung des verwegenen Korrespondenten eigentlich beweisen müßte, daß die Meldung unwahr ist und die Gestapo eine freiheitliche Errungenschaft, ~~wenn~~ die lesenden Idioten ~~so weit denken könnten,~~ Diese Fernsprüche sind zumeist Nachdrucke von Zitaten ~~eines~~ Basler ~~Blattes~~ oder, in frischern Fällen, Ausschnitte aus jenem Prager Blatt, das, bedauerlicher Weise, schon sieben Stunden früher in Wien eintrifft. Während also hier die Berichterstattung ein Kinderspiel ist, scheinen es die Kollegen in Addis Abeba, deren einer hundert Boulevardblätter mit dem gleichen Originalbericht versorgt, weit schwerer zu haben:

Eigentlich ist alles unzufrieden in Addis Abeba. Der Negus mit den Mißerfolgen seiner Armee — begreiflicherweise! —, die Bevölkerung mit den Niederlagen und den Opfern, die ihr auferlegt werden, und letzten Endes wir Korrespondenten, weil man uns die Berichterstattung erschwert.

Nur die, die jenes schon ~~erlitten~~ haben, ruhen erleichtert und zufrieden.

84/85

160

Was die Menschheit in Wort und Tat hinnimmt

Das Folgende steht in einem Tratschblatt, das sich — so weit ist die Technik fortgeschritten und so eng gefaßt ist der Betrugsparagraph — täglich einen »Fernspruch« aus London, Paris, Konstantinopel, Bombay und sogar Berlin herstellt (mit dem Stärksten gegen die Gestapo, dessen telephonische Weitergabe ohne Unterbrechung, Verhaftung und Tötung des verwegenen Korrespondenten eigentlich beweisen müßte, daß die Meldung unwahr ist und die Gestapo eine freiheitliche Errungenschaft, wären die lesenden Idioten nicht von den Zeitungslettern gebannt. Wie hoch über diesem Niveau steht meine Nestroysche Babette, die, wenn sie schwadronieren hört, sich denkt: »Das is schlimme Herr, lügte wie Drucktes«.) Diese Fernsprüche sind zumeist Nachdrucke von Zitaten einer Basler Zeitung oder, in frischern Fällen, Ausschnitte aus jenem Prager Blatt, ~~wenn so weit denken, könnten,~~ das, bedauerlicher Weise, schon sieben Stunden früher in Wien eintrifft. Während also hier die Berichterstattung ein Kinderspiel ist, scheinen es die Kollegen in Addis Abeba, deren einer hundert Boulevardblätter mit dem gleichen Originalbericht versorgt, weit schwerer zu haben:

Eigentlich ist alles unzufrieden in Addis Abeba. Der Negus mit den Mißerfolgen seiner Armee — begreiflicherweise! —, die Bevölkerung mit den Niederlagen und den Opfern, die ihr auferlegt werden, und letzten Endes wir Korrespondenten, weil man uns die Berichterstattung erschwert.

Nur die, die jenes schon hinter sich haben, ruhen erleichtert und zufrieden.

Was die Menschheit in Wort und Tat hinnimmt

Das Folgende steht in einem Tratschblatt, das sich — so weit ist die Technik fortgeschritten und so eng gefaßt ist der Betrugsparagraph — täglich einen »Fernspruch des ‚Echo'« aus London, Paris, Konstantinopel, Bombay und sogar Berlin herstellt (mit dem Stärksten gegen die Gestapo, dessen telephonische Weitergabe ohne Unterbrechung, Verhaftung und Tötung des verwegenen Korrespondenten eigentlich beweisen müßte, daß die Meldung unwahr ist und die Gestapo eine freiheitliche Errungenschaft, wären die lesenden Idioten nicht von den Zeitungslettern gebannt. Wie hoch über diesem Niveau steht meine Nestroysche Babette, die, wenn sie schwadronieren hört, sich denkt: »Das is schlimme Herr, lügte wie Drucktes«.) Das Echo sitzt am Schreibtisch, die Fernsprüche sind zumeist Nachdrucke von Zitaten einer Basler Zeitung oder, in frischern Fällen, Ausschnitte aus jenem Prager Blatt, das bedauerlicher Weise schon sieben Stunden früher in Wien eintrifft. Während also hier die Berichterstattung ein Kinderspiel ist, scheinen es die Kollegen in Addis Abeba, deren einer hundert Boulevardblätter mit dem gleichen Originalbericht versorgt, weit schwerer zu haben:

> Eigentlich ist alles unzufrieden in Addis Abeba. Der Negus mit den Mißerfolgen seiner Armee — begreiflicherweise! —, die Bevölkerung mit den Niederlagen und den Opfern, die ihr auferlegt werden, und letzten Endes wir Korrespondenten, weil man uns die Berichterstattung erschwert.

Nur die, die jenes schon hinter sich haben, ruhen erleichtert und zufrieden.

Ein weißer Rabe

Sir Samuel Hoare als Eiskunstläufer. Wir lesen in den ‚Basler Nachrichtün' ein Interview mit Sir Samuel Hoare, in dem dieser sagte: »Wenn ich nichts mit der Politik zu tun hätte, dann würde ich sechs Monate des Jahres mit Schlittschuhlaufen, die übrigen mit Tennisspielen verbringen.« — — Drei Stunden am Vormittag (er ist der erste auf der Eisbahn in Zuoz / Engadin), ungefähr zwei Stunden am Nachmittag ist seine Tagesarbeit. Eine halbe Stunde später dreht er sich mit Lady Maud Hoare zusammen auf dem Parkett bei den Klängen eines Walzers. — — Hoare ist seit langen Jahren Präsident des englischen Tennisverbandes. »Jean Borotra« sagt er, »ist immer noch ein großer Tennisspieler. Ich bewunderte ihn kürzlich in Paris beim Hallenspiel gegen G. von Cramm. Leider sah ich infolge anderweitiger Inanspruchnahme (gemeint war die bedeutungsvolle Unterredung mit Laval) nur den letzten Satz.«

Und Eden?

Ein weißer Rabe

Sir Samuel Hoare als Eiskunstläufer. Wir lesen in den ‚Basler Nachrichtün' ein Interview mit Sir Samuel Hoare, in dem dieser sagte: »Wenn ich nichts mit der Politik zu tun hätte, dann würde ich sechs Monate des Jahres mit Schlittschuhlaufen, die übrigen mit Tennisspielen verbringen.« — — Drei Stunden am Vormittag (er ist der erste auf der Eisbahn in Zuoz, Engadin), ungefähr zwei Stunden am Nachmittag ist seine Tagesarbeit. Eine halbe Stunde später dreht er sich mit Lady Maud Hoare zusammen auf dem Parkett bei den Klängen eines Walzers. — — Hoare ist seit langen Jahren Präsident des englischen Teunisverbandes. »Jean Borotra« sagt er, »ist immer noch ein großer Tennisspieler. Ich bewunderte ihn kürzlich in Paris beim Hallenspiel gegen G. von Cramm. Leider sah ich infolge anderweitiger Inanspruchnahme (gemeint war die bedeutungsvolle Unterredung mit Laval) nur den letzten Satz.«

Und Eden?

—

Die Lords sind aus dem castle

Man hat mir gesagt, daß Louise Rainer eine Jüdin ist; wenn das wahr ist, würde ich, wäre ich ein Deutscher von reinster arischer Abstammung, sofort Selbstmord begehen. (Viscount Castlerosse in einem Londoner Blatt.)

Auch die Ladies:

Während bisher die meisten der bereits weltberühmten Stars bloß bei dem einen oder bei dem anderen Geschlecht Begeisterung hervorrufen, wirkt die Persönlichkeit und die Schönheit Luise Rainers in gleicher Weise auf Männer und Frauen; von wie wenigen von uns kann man das behaupten! (Lady Inverclyde im »Sunday Expreß«.)

Das alles kommt an den ‚Tag', der gleich der ‚Fackel' eine besondere Mission übernommen haben dürfte, englische Stimmen zu verbreiten (wiewohl hier der Ursprung nicht ganz gesichert scheint). Der Herr Viscount Castlerosse (dessen Name in keine Verbindung mit der Aufschrift gebracht werden möge) soll sich, wie man in Wien zu raten pflegt, nichts antun. Was die Erwägung des Selbstmords von Blutbodenständigen betrifft — wenn ~~solche~~ überhaupt menschlich erlaubt ist —, so dürften bereits an hunderttausend triftigere Gründe vorliegen. Auch die ~~selbst-~~ ~~los~~ Lady Inverclyde ~~(deren Name auch für einen, der mehr~~ Beziehung zu Shakespeare als zum Englischen hat, wie ein ~~erfundener Gegensatz klingt~~ wird sich hoffentlich beruhigen. Die Schauspielerin, die es ihr angetan hat, mag begabt sein, heutiges Theatermaß durchaus erfüllen und auch für die Unbilden hiesiger Analphabeten Entschädigung verdient haben — es ist weder erwünscht, daß sie, eines bessern belehrt, in Interviews ihre Verzauberung durch den Magier beschreibt, noch daß wir erfahren, welche Verheerung sie selbst unter den Lords und Ladies anrichtet. Die Wirkung der Helena auf den Faust nebst Zubehör war stärker, nicht zu reden von der Bergner, welche doch Könige und Königinnen verzückt hat und sogleich, auftretend, sich Besitz und Thron erwarb: Pfeile folgen Pfeilen mich treffend; allwärts ahn' ich überquer gefiedert schwirren sie in Burg und Raum — was bleibt mir übrig als mich selbst zu übergeben und mir eine Vorstellung vom Niveau des englischen Theaters zu machen.

Die Lords sind aus dem castle

Man hat mir gesagt, daß Louise Rainer eine Jüdin ist; wenn das wahr ist, würde ich, wäre ich ein Deutscher von reinster arischer Abstammung, sofort Selbstmord begehen. (Viscount Castlerosse in einem Londoner Blatt.)

Auch die Ladies:

Während bisher die meisten der bereits weltberühmten Stars bloß bei dem einen oder bei dem anderen Geschlecht Begeisterung hervorrufen, wirkt die Persönlichkeit und die Schönheit Luise Rainers in gleicher Weise auf Männer und Frauen; von wie wenigen von uns kann man das behaupten! (Lady Inverclyde im ‚Sunday Expreß'.)

Das alles kommt an den ‚Tag', der gleich der ‚Fackel' eine besondere Mission übernommen haben dürfte, englische Stimmen zu verbreiten (wiewohl hier der Ursprung nicht ganz gesichert scheint). Der Herr Viscount Castlerosse (dessen Name in keine Verbindung mit der Aufschrift gebracht werden möge) soll sich, wie man in Wien zu raten pflegt, nichts antun. Was die Erwägung des Selbstmords von Blutbo~~ständigen betrifft — wenn sie überhaupt menschlich erlaubt ist —, so dürften bereits an hunderttausend triftigere Gründe vorliegen. Auch die erhitzte, aber bescheidene Lady Inverclyde (deren Name für einen, der mehr Beziehung zu Shakespeare als zum Englischen hat, wie ~~ein erfunden~~ ~~r Gegensatz~~ klingt) wird sich hoffentlich beruhigen. Die Schauspielerin, die es ihr angetan hat, mag begabt sein, heutiges Theatermaß durchaus erfüllen und auch für die Unbilden hiesiger Analphabeten Entschädigung verdient haben — es ist weder erwünscht, daß sie, längst eines bessern belehrt, in Interviews ihre Verzauberung durch den Magier ~~beschreibt~~, noch daß wir erfahren, welche Verheerung sie selbst unter den Lords und Ladies anrichtet. Die Wirkung der Helena auf den Faust nebst Zubehör war stärker, nicht zu reden von der Bergner, welche doch Könige und Königinnen verzück~~t hat~~ und sogleich, auftretend, sich Besitz und Thron erwarb: Pfeile folgen Pfeilen mich treffend; allwärts ahn' ich überquer gefiedert schwirren sie in Burg und Raum — was bleibt mir übrig als mich selbst zu übergeben, und mir eine Vorstellung vom Niveau des englischen Theaters zu machen.

Die Lords sind aus dem castle

Man hat mir gesagt, daß Louise Rainer eine Jüdin ist; wenn das wahr ist, würde ich, wäre ich ein Deutscher von reinster arischer Abstammung, sofort Selbstmord begehen. (Viscount Castlerosse in einem Londoner Blatt.)

Auch die Ladies:

Während bisher die meisten der bereits weltberühmten Stars bloß bei dem einen oder bei dem anderen Geschlecht Begeisterung hervorrufen, wirkt die Persönlichkeit und die Schönheit Luise Rainers in gleicher Weise auf Männer und Frauen; von wie wenigen von uns kann man das behaupten! (Lady Inverclyde im ‚Sunday Expreß'.)

Das alles kommt an den ‚Tag', der gleich der ‚Fackel' eine besondere Mission übernommen haben dürfte, englische Stimmen zu verbreiten (wiewohl hier der Ursprung nicht ganz gesichert scheint). Der Herr Viscount Castlerosse (dessen Name in keine Verbindung mit der Aufschrift gebracht werden möge) soll sich, wie man in Wien zu raten pflegt, nichts antun. Was die Erwägung des Selbstmordes von Blubo ständigen betrifft — wenn sie ~~überhaupt~~ menschlich erlaubt ist —, so dürften bereits an hunderttausend triftigere Gründe vorliegen. Auch die erhitzte, aber bescheidene Lady Inverclyde (deren Name ~~für~~ einen, der mehr Beziehung zu Shakespeare als zum Englischen hat, ~~wie ein~~ erfunden~~er Gegensatz~~ klingt) wird sich hoffentlich beruhigen. Die Schauspielerin, die es ihr angetan hat, mag begabt sein, heutiges Theatermaß durchaus erfüllen und auch für die Unbilden hiesiger Analphabeten Entschädigung verdient haben — es ist weder erwünscht, daß sie, längst eines bessern belehrt, in Interviews ihre Verzauberung durch den Magier bekennt, noch daß wir erfahren, welche Verheerung sie selbst unter den Lords und Ladies angerichtet hat. Die Wirkung der Helena auf den Faust nebst Zubehör war stärker, nicht zu reden von der Bergner, welche doch ~~Könige~~ ~~und~~ Königinnen verzückte und sogleich, auftretend, sich Besitz und Thron erwarb: Pfeile folgen Pfeilen mich treffend; allwärts ahn' ich überquer gefiedert schwirren sie in Burg und Raum — was bleibt mir übrig/als mich selbst zu übergeben, und mir eine Vorstellung vom Niveau des englischen Theaters zu machen.

Theaterneuigkeiten

... Berühmte Darsteller des Bolingbroke waren: Gabillon, Sonnenthal, Mitterwurzer, Ernst Hartmann und Treßler.

Im Rahmen eines vom Deutschen Schriftsteller- und Journalistenverband Österreichs im Klubsaal der Wiener Urania heute veranstalteten Abends hielt Burgtheaterdirektor Hermann Röbbeling einen Vortrag, der »Die universelle Sendung des Theaters« zum Gegenstande hatte und durch seine glänzende Didaktik, sein hohes geistiges Maß und die Gründlichkeit seines Gedankenganges tiefsten Eindruck hinterließ.

Theaterneuigkeiten

... Berühmte Darsteller des Bolingbroke waren: Gabillon, Sonnenthal, Mitterwurzer, Ernst Hartmann und Treßler.

*

Im Rahmen eines vom Deutschen Schriftsteller- und Journalistenverband Österreichs im Klubsaal der Wiener Urania heute veranstalteten Abends hielt Burgtheaterdirektor Hermann Röbbeling einen Vortrag, der »Die universelle Sendung des Theaters« zum Gegenstande hatte und durch seine glänzende Didaktik, sein hohes geistiges Maß und die Gründlichkeit seines Gedankenganges tiefsten Eindruck hinterließ.

12

Was ausgestellt wird

Im Bundestheatermuseum wurde heute der von Albert Bassermann übergebene Ifflandring zum erstenmal öffentlich ausgestellt. Dieses vielbesprochene Symbol deutschen Schauspielerruhmes besteht aus einem Siegelring, der als Camee das Profil August Ifflands zeigt, umgeben von einem dünnen Goldrahmen und einem Brillantkranz.

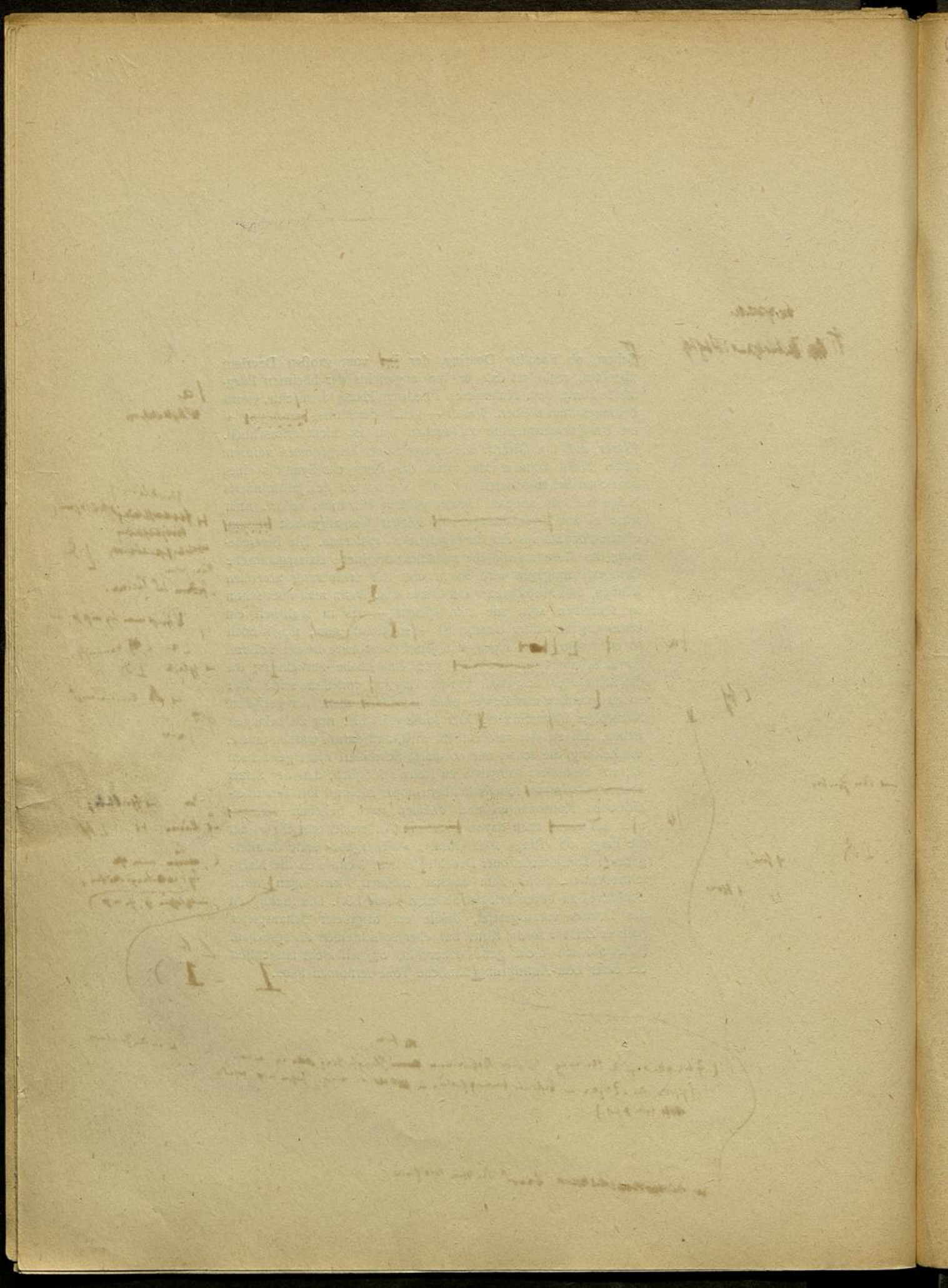
Zugleich mit dem Ringe ist das Schreiben ausgestellt, das Bassermann an das Bundestheatermuseum gerichtet hat. Es lautet in der seltsamen Schreibweise des Künstlers, die dieser: »phonetische Ortographie« nennt:

». . . Der mir fon Friedrich Haase zur weitergabe an den ‚würdigsten' fermachte ‚Ifflandring' war fon mir zuerst Alexander Girardi, dann Max Pallenberg und schliesslich Alexander Moissi zugedacht. Diese drai maister der schauschpilkunst schtarben in der folkraft ires schafens.

Dieser seltsame Umschtand liss in mir den entschluss raifen den ring kainem darschteler mer waiterzuraichen . . .«

12a

Schon, ob Theodor Doering, der ihn vom großen Devrient überkam, recht tat, als er ihn angesichts der höchsten Burgtheaterkunst dem Nuancierer Friedrich Haase fermchte, muß dahingeschtelt bleiben. Was er — gleich der Moissi-Sammlung — im Burgtheatermuseum zu suchen hat, ist nicht erforschlich. Klarer, daß ihn Girardi wie wenige seiner Zeitgenossen verdient hätte. Nicht minder klar, daß die Burg des Symbols eines deutschen Schauspielerruhms, den sie bis zu des Jahrhunderts Neige wie kein anderes Theater gehäuft hat, nicht bedarf. Eher wäre es zur Veranschaulichung solcher Vergangenheit katsam, etliche Porträts aus der Ehrengalerie zu entfernen. Die Bereicherung des Museums um die zweifellos originelle Bassermannsche Ortografi hingegen wird kaum von der Erinnerung ablenken können, daß Mitterwurzer ein Genie war. Wenn man aber schon so schreiben soll, wie man spricht — was in Wahrheit ein etwas abgebrauchter Unsinn ist — so könnte man, mag's noch so wahr sein, sagen, daß jener Darschteler in der Volkraft seines Schafens gestorben sei und eine Lücke zurückliess, die die nicht mer ausgefüllt wurde. Das soll fonetisch sein? Wer so zu sprechen vermöchte, wäre jedenfalls nicht der geeignete Nachfolger Miterwurzers. Oder sollte man hier nur zu beklagen haben, daß zu viel veröffentlicht wird, und darum warnen müsse, die Zeitung, die schon der normalen Schreibart nicht gewachsen ist, vor besondere Aufgaben zu stelen? Möglich, daß der Setzer Herrn Bassermann fonetisch übertrumpft hat und mit den unerläßlichen Konsonanten und Vokalen nach Belieben verfuhr, aber das würde eben davon kommen (Anderseits entsteht wieder die Frage, ob »Ring« statt »Rink«, »Weitergabe« statt »Waitergabe« Inkonsekwenz oder Druckfehler ist) Wenn sich die Nachschtrebenden derlei zum Muster nehmen, wird man noch Schöneres zu hören kriegen als man heute hört. Die Richtigkeit des Drucks vorausgesetzt, dürfte ein origineler Schauspieler (falls er Zeit für solche Kunst hat) eher so schreiben als sprechen. (Wiewohl ich nicht ganz sicher bin, ob ich nicht tatsächlich bei einer Lear-Aufführung ähnliche Töne fernomen habe.)



Gedenken im »Prager Tagblatt«

Ein großer Moment hat das folgende Geschlecht gefunden

Donnerstag, den 19. Dezember 1935

»Nach Neujahr war ich mit Švehla, Tomášek und Habrman beim Präsidenten zum Nachtmahl. Nach dem Essen saßen wir in dem Saal, wo längst verstorbene Habsburger aus goldenen Rahmen kalt herabblickten — — Der Präsident wurde auf einmal ernst und meinte: »Jungens, ich bin ein alter Mensch, es kann allerhand passieren, in diesem Fall ist da einzig und allein Dr. Beneš — — Ihr werdet Euch der Dinge hier annehmen. Versprecht mir das!« Wir schwiegen einen Augenblick, wir sind ja Menschen und ein Mensch denkt selten daran, daß — — Dann versprachen wir es... An diesem Abend blieben wir noch lange bis in die Nacht — — aber den tiefen Eindruck, den wir durch den Teil des mündlich übermittelten Testamentes des Staatsoberhauptes erhalten hatten, trugen wir unvermindert heim und tragen ihn seither bis zum letzten Atemzug in uns«. — —

»Hat man schon so was erlebt?« Oder auch:

Schreckliches hab' ich vieles gesehen,
Kriegrischen Jammer, Ilios' Nacht,
Als es fiel.
— — — — — —
Sah ich's, oder bildete
Mir der angstumschlungene Geist
Solches Verworrene? sagen kann
Nimmer ich's; doch daß ich dies
Gräßliche hier mit Augen schau',
Solches gewiß ja weiß ich.

Wir werden es nicht vergessen. Wir tragen die Eindrücke heim. Unvermindert.

172

13. 16 8

Gedenken im »Prager Tagblatt«

Ein großer Moment hat ~~das folgende~~ Geschlecht gefunden:

Donnerstag, den 19. Dezember 1935

»Nach Neujahr war ich mit Švehla, Tomášek und Habrman beim Präsidenten zum Nachtmahl. Nach dem Essen saßen wir in dem Saal, wo längst verstorbene Habsburger aus goldenen Rahmen kalt herabblickten — — Der Präsident wurde auf einmal ernst und meinte: »Jungens, ich bin ein alter Mensch, es kann allerhand passieren, in diesem Fall ist da einzig und allein Dr. Beneš — — Ihr werdet Euch der Dinge hier annehmen. Versprecht mir das!« Wir schwiegen einen Augenblick, wir sind ja Menschen und ein Mensch denkt selten daran, daß — — Dann versprachen wir es... An diesem Abend blieben wir noch lange bis in die Nacht — — aber den tiefen Eindruck, den wir durch den Teil des mündlich übermittelten Testamentes des Staatsoberhauptes erhalten hatten, trugen wir unvermindert heim und tragen ihn seither bis zum letzten Atemzug in uns«. — —

Hat man schon so was erlebt? Oder auch:

Vieles erlebt' ich, obgleich die Locke
Jugendlich wallet mir um die Schläfe;
Schreckliches hab' ich vieles gesehen,
Kriegrischen Jammer, Ilios' Nacht,
Als es fiel.
— — — — — — —
Sah ich's, oder bildete
Mir der angstumschlungene Geist
Solches Verworrene? sagen kann
Nimmer ich's; doch daß ich dies
Gräßliche hier mit Augen schau',
Solches gewiß ja weiß ich;
— — — — — — —

Wir werden es nicht vergessen. Wir tragen den Eindruck heim. Unvermindert.

Unparteiisch, ohne Vorurteil gegenüber Rasse, Konfession, Nation

Zwei fesche, kultiv., lebenslustige Vierzigerinnen suchen jüd. Gentl. als
Freunde,
Chiffre »Materiell desinteressiert«. Hauptpostlagernd gegen Schein.

Int. Brünette,
groß, fesch, 26j., temp., ar., berufst., sucht ält., verm., helfenden
Gentleman
zw. Dauerfr. Unter »Abendsonne« poste restante Prag II.

Bin Jude, 31 Jahre alt, suche
Skikameradin
Antworten unter »Nicht groß« hauptpostlagernd gegen Schein.

Vernünftige, lebensfrohe, sympathische, jüd. Enddreißigerin, wünscht sich für zweiwöchigen Aufenthalt im Riesengebirge
ne ten Gesellschafter
aus ersten Kreisen. Geldinteressen ausgeschlossen! Zuschriften unter »Wintersonne« hauptpostlagernd gegen Schein.

Junger arischer Rechtsanwalt sucht nette, junge, christliche
Freundin
für Sport und Konversation. Freundl. Zuschriften, womöglich mit Lichtbild, unter Chiffre: »Auch Tschechin« hauptpostlagernd gegen Schein.

Unparteiisch, ohne Vorurteil gegenüber Rasse, Konfession, Nation

Zwei fesche, kultiv., lebenslustige Vierzigerinnen suchen jüd. Gentl. als
Freunde,
Chiffre »Materiell desinteressiert«. Hauptpostlagernd gegen Schein.

Int. Brünette,
groß, fesch, 26j., temp., ar., berufst., sucht ält., verm., helfend.n
Gentleman
zw. Dauerfr. Unter »Abendsonne« poste restante Prag II.

Bin Jude, 31 Jahre alt, suche
Skikameradin
Antworten unter »Nicht groß« Hauptpostlagernd gegen Schein.

Vernünftige, lebensfrohe, sympathische, jüd. Enddreißigerin, wünscht sich für zweiwöchigen Aufenthalt im Riesengebirge
netten Gesellschafter
aus ersten Kreisen. Geldinteressen ausgeschlossen! Zuschriften unter »Wintersonne« hauptpostlagernd gegen Schein.

Junger, arischer Rechtsanwalt sucht nette, junge, christliche
Freundin
für Sport und Konversation. Freundl. Zuschriften, womöglich mit Lichtbild, unter Chiffre: »Auch Tschechin« hauptpostlagernd gegen Schein.

Unparteiisch, ohne Vorurteil gegenüber Rasse, Konfession, Nation

Zwei fesche, kultiv., lebenslustige Vierzigerinnen suchen jüd. Gentl. als
Freunde,
Chiffre »Materiell desinteressiert«. Hauptpostlagernd gegen Schein.

Int. Brünette,
groß, fesch, 26j., temp., ar., berufst., sucht ält., verm., helfenden
Gentleman
zw. Dauerfr. Unter »Abendsonne« poste restante Prag II.

Bin Jude, 31 Jahre alt, suche
Skikameradin
Antworten unter »Nicht groß« hauptpostlagernd gegen Schein.

Vernünftige, lebensfrohe, sympathische, jüd. Enddreißigerin, wünscht sich für zweiwöchigen Aufenthalt im Riesengebirge
netten Gesellschafter
aus ersten Kreisen. Geldinteressen ausgeschlossen! Zuschriften unter »Wintersonne« hauptpostlagernd gegen Schein.

Junger, arischer Rechtsanwalt sucht nette, junge, christliche
Freundin
für Sport und Konversation. Freundl. Zuschriften, womöglich mit Lichtbild, unter Chiffre: »Auch Tschechin« hauptpostlagernd gegen Schein.

Reigen vom 18. Januar

des verbreitetsten in deutscher Sprache erscheinenden Blatts der Tschechoslowakei und

(keiner der beliebten Druckfehler)

eines der besten Zeitungen in Mitteleuropa.

Liebesmarkt ausverkauft

Was da heranwächst

Nicht ohne Schmunzeln ~~wird~~ notiert!

Die dankbaren Mitschüler. In einer Prager Schule ist eine Klasse wegen eines Diphtherie-Falls gesperrt worden. Die Schüler dieser Klasse leiteten eine Kollekte ein und sandten dem erkrankten Kollegen zwei schöne Bücher als Dank dafür, daß er ihnen freie Tage verschafft hat.

Werden einmal tüchtige Redakteure sein.

Aufhebung eines physikalischen Grundgesetzes

Also sprach Kubinzky:

. . . Die Vielen, denen aus Raummangel keine Einlaßkarte mehr gegeben werden konnte, würden ihr Fernsein sicher noch viel mehr bedauert haben, hätten sie den Ausführungen des österr[illegible] Regierungschefs lauschen können.

Professeur Maximilien Rubel (Paris) teilt mit, daß im Original des (in Nr. 912–915) zitierten Aufsatzes zwei Fehler enthalten waren; es soll auf S. 66, Z. 8 heißen: ›. . . cette tradition q u e celui ci . . . .‹, ebda. Z. 20: ›'est de la langue q u e . . . .‹

Auf diese Richtigstellung hat der Autor Anspruch. Die Leser jedoch werden ersucht, die Mitteilung von Druckfehlern, die nur ebenso selten wie unbeträchtlich sein können, als jene »Zusendungen welcher Art immer« aufzufassen, von denen auf dem Umschlag die Rede ist. Solche Fehler werden im eigenen Wirkungskreise nachträglich bemerkt und bleiben der Korrektur für eine etwaige spätere Ausgabe vorbehalten. In der Fackel wird die Rubrik, in der sie verzeichnet waren, ~~so wenig~~ mehr fortgesetzt werden, ~~wie die~~ bibliographische Notiz — über Artikel und Hinweise, die der Besprochene kaum jemals liest und deren Zusendung unerwünscht ist — und ~~die~~ Ausweisung von Spenden, die leider nun knapper als jene ausfiele. Irrtümer des ~~Autors~~ — wie die Namens »Mercier« anstatt »Verdier« irgendwo im Juliheft 1934 — seien auch weiterhin vermerkt.

*

Nicht unwichtig ist dagegen ein Hinweis wie der folgende, ~~der beweist,~~ daß sogar schon die amerikanischen Opfer sich der Wiener Seelenschlieferl, die vor Ringstraßenhotels auf Beute gelauert haben, zu erwehren beginnen:

American Mercury, August 1935, über ›The Twilight of Psychoanalysis‹ (S. 387): The words of the brilliant Viennese editor, Karl Kraus, who wrote that ›Psycho-analysis is the disease whose symptomes it purports to cure‹ ave the best epitaph that can be found for a dying science.

Höchst unwichtig wieder Belege ~~für das~~ Faktum, daß Prager Schmöcke zur Verehrung zurückfinden.

Professeur Maximilien Rubel (Paris) teilt mit, daß im Aufsatz in Nr. 912—915 zwei Fehler enthalten waren; es soll auf S. 66, Z. 8 heißen: ». . . cette tradition q u e celui ci . . . .«, ebda. Z. 20: »c'est de la langue q u e . . . .«

Auf diese Richtigstellung hat der Autor Anspruch. Die Leser jedoch werden ersucht, die Mitteilung von Druckfehlern, die nur ebenso selten wie unbeträchtlich sein können, als jene »Zusendungen welcher Art immer« aufzufassen, von denen auf dem Umschlag die Rede ist. Solche Fehler werden im eigenen Wirkungskreise nachträglich bemerkt und bleiben der Korrektur für eine etwaige spätere Ausgabe (die freilich in dieser Schandzeit problematisch wurde) vorbehalten. In der Fackel wird die Rubrik, in der sie verzeichnet waren, nicht mehr fortgesetzt werden, gleich der bibliographischen Notiz — über Bücher, Artikel und Notizen, die der Besprochene kaum jemals liest und deren Zusendung unerwünscht ist — und der Ausweisung von Spenden, die leider nun knapper als jene ausfiele. Irrtümer des Verfassers — wie die Nennung des Namens »Mercier« anstatt »V e r d i e r« irgendwo im Juliheft 1934 — seien auch weiterhin vermerkt.

*

Nicht unwichtig ist dagegen ein Hinweis wie der folgende, welcher dartut, daß sogar schon die amerikanischen Opfer sich der Wiener Seelenschlieferl, die in den Tagen der Inflation vor Ringstraßenhotels auf Beute gelauert haben, zu erwehren beginnen:

American Mercury, August 1935, über »The Twilight of Psychoanalysis« (S. 387): The words of the brilliant Viennese editor, Karl Kraus, who wrote that »Psycho-analysis is the disease whose symptomes it purports to cure« are the best epitaph that can be found for a dying science.

Höchst unwichtig dafür wieder Belege des Faktum, daß Prager oder Moskauer Schmöcke zur Verehrung zurückfinden.

Professor Maximilien Rubel (Paris) teilt mit, daß im Nachdruck seines Aufsatzes in Nr. 912—915 zwei Fehler enthalten waren; es soll auf S. 66, Z. 8 heißen: ». . . cette tradition q u e celui ci . . . .«, ebda. Z. 20: »c'est de la langue q u e . . . .«

Auf diese Richtigstellung hat der Autor Anspruch. Die Leser jedoch werden ersucht, die Mitteilung von Druckfehlern, die nur ebenso selten wie unbeträchtlich sein können, als jene »Zusendungen welcher Art immer« aufzufassen, von denen auf dem Umschlag die Rede ist. Solche Fehler werden im eigenen Wirkungskreis nachträglich bemerkt und bleiben der Korrektur für eine etwaige spätere Ausgabe (die freilich durch diese Schandzeit problematisch wurde) vorbehalten. In der Fackel wird die Rubrik, in der sie verzeichnet waren, nicht mehr fortgesetzt werden, gleich der bibliographischen Notiz + über Bücher, Artikel und Notizen, die der Besprochene kaum jemals liest und deren Zusendung unerwünscht ist + und der Ausweisung von Spenden, die leider nun knapper als jene ausfiele. Irrtümer des Verfassers — wie die Nennung des Namens »Mercier« anstatt »V e r d i e r« irgendwo im Juliheft 1934 — seien auch weiterhin vermerkt.

*

Nicht unwichtig ist dagegen ein Hinweis wie der folgende, welcher dartut, daß sogar schon die amerikanischen Opfer sich der Wiener Seelenschlieferl, die in den Tagen der Inflation vor Ringstraßenhotels auf Beute gelauert haben, zu erwehren beginnen!

‚American Mercury', August 1935, über »The Twilight of Psychoanalysis« (S. 387): The words of the brilliant Viennese editor, Karl Kraus, who wrote that »Psycho-analysis is the disease whose symptomes it purports to cure« are the best epitaph that can be found for a dying science.

Höchst unwichtig dafür wieder Belege des Faktums, daß Prager oder Moskauer Schmöcke zur Verehrung zurückfinden.

Professor Maximilien Rubel (Paris) teilt mit, daß im Nachdruck seines Aufsatzes in Nr. 912—915 zwei Fehler enthalten waren; es soll auf S. 66, Z. 8 heißen: ». . . cette tradition q u e celui ci . . . .«, ebda. Z. 20: »c'est de la langue q u e . . . .«

Auf diese Richtigstellung hat der Autor Anspruch. Die Leser jedoch werden ersucht, die Mitteilung von Druckfehlern, die nur ebenso selten wie unbeträchtlich sein können, als jene »Zusendungen welcher Art immer« aufzufassen, von denen auf dem Umschlag die Rede ist. Solche Fehler werden im eigenen Wirkungskreis nachträglich bemerkt und bleiben der Korrektur für eine etwaige spätere Ausgabe (die freilich durch die Schandzeit problematisch wurde) vorbehalten. In der Fackel wird die Rubrik, in der sie verzeichnet waren, nicht mehr fortgesetzt werden, gleich der bibliographischen Notiz (über Bücher, Artikel und Notizen, die der Besprochene kaum jemals liest und deren Zusendung unerwünscht ist) und der Ausweisung von Spenden, die leider nun knapper als jene ausfiele. Irrtümer des Verfassers — wie die Nennung des Namens »Mercier« anstatt »V e r d i e r« irgendwo im Juliheft 1934 — seien auch weiterhin vermerkt.

*

Nicht unwichtig ist dagegen ein Hinweis wie der folgende, welcher dartut, daß sogar schon die amerikanischen Opfer sich der Wiener Seelenschlieferl, die in den Tagen der Inflation vor Ringstraßenhotels auf Beute gelauert haben, zu erwehren beginnen. (Eine Psychoanalin soll einen auch ihr Fremden mit den Worten angesprochen haben: »Nicht wahr, Sie sind unglücklich?« Ob das Geschäft entriert wurde, ist nicht überliefert.)

‚American Mercury', August 1935, über »The Twilight of Psychoanalysis« (S. 387): The words of the brilliant Viennese editor, Karl Kraus, who wrote that »Psycho-analysis is the disease whose symptomes it purports to cure« are the best epitaph that can be found for a dying science.

Höchst unwichtig dafür wieder Belege des Faktums, daß Prager oder Moskauer Schmöcke zur Verehrung zurückfinden.

*

Im Programm zu »Eisenbahnheiraten« (Nr. 909—911, S. 7) fehlt die im Verzeichnis der Schroll-Ausgabe nicht mitgeteilte, aber einer dort zitierten Kritik zu entnehmende Besetzung der T h e r e s e mit Dlle. R i o n d e.

Professor Maximilien Rubel (Paris) teilt mit, daß im Nachdruck seines Aufsatzes in Nr. 912—915 zwei Fehler enthalten waren; es soll auf S. 66, Z. 8 heißen: ›. . . cette tradition q u e celui ci . . . .‹, ebda. Z. 20: ›c'est de la langue q u e . . . .‹

Auf diese Richtigstellung hat der Autor Anspruch. Die Leser jedoch werden ersucht, die Mitteilung von Druckfehlern, die nur ebenso selten wie unbeträchtlich sein können, als jene ›Zusendungen welcher Art immer‹ aufzufassen, von denen auf dem Umschlag die Rede ist. Solche Fehler werden im eigenen Wirkungskreis nachträglich bemerkt und bleiben der Korrektur für eine etwaige spätere Ausgabe (die freilich durch die Schandzeit problematisch wurde) vorbehalten. In der Fackel wird die Rubrik, in der sie verzeichnet waren, nicht mehr fortgesetzt werden, gleich der bibliographischen Notiz (über Bücher, Artikel und Notizen, die der Besprochene kaum jemals liest und deren Zusendung unerwünscht ist) und der Ausweisung von Spenden, die leider nun knapper als jene ausfiele. Irrtümer des Verfassers — wie die Nennung des Namens ›Mercier‹ anstatt ›V e r d i e r‹ irgendwo im Juliheft 1934 — seien auch weiterhin vermerkt.

*

Nicht unwichtig ist dagegen ein Hinweis wie der folgende, welcher dartut, daß sogar schon die amerikanischen Opfer sich der Wiener Seelenschlieferl, die in den Tagen der Inflation vor Ringstraßenhotels auf Beute gelauert haben, zu erwehren beginnen. (Eine Psychoanalin soll einen auch ihr Fremden mit den befremdenden Worten angesprochen haben: ›Nicht wahr, Sie sind unglücklich?‹ Ob das Geschäft entriert wurde, ist nicht überliefert.)

‚American Mercury', August 1935, über ›The Twilight of Psychoanalysis‹ (S. 387): The words of the brilliant Viennese editor, Karl Kraus, who wrote that ›Psycho-analysis is the disease whose symptomes it purports to cure‹ are the best epitaph that can be found for a dying science.

Höchst unwichtig dafür wieder Belege des Faktums, daß Prager oder Moskauer Schmöcke zur Verehrung zurückfinden.

*

Im Programm zu ›Eisenbahnheiraten‹ (Nr. 909—911, S. 7) fehlt die im Verzeichnis der Schroll-Ausgabe nicht mitgeteilte, aber einer dort zitierten Kritik zu entnehmende Besetzung der T h e r e s e mit Dlle. R i o n d e.

91/92

Professor Maximilien Rubel (Paris) teilt mit, daß im Nachdruck seines Aufsatzes in Nr. 912–915 zwei Fehler enthalten waren: es soll auf S. 66, Z. 8 heißen: ». . . cette tradition q u e celui ci . . . .«, ebda. Z. 20: »c'est de la langue q u e . . . .«

Auf diese Richtigstellung hat der Autor Anspruch. Die Leser jedoch werden ersucht, die Mitteilung von Druckfehlern, die nur ebenso selten wie unbeträchtlich sein können, als jene »Zusendungen welcher Art immer« aufzufassen, von denen auf dem Umschlag die Rede ist. Solche Fehler werden im eigenen Wirkungskreis nachträglich bemerkt und bleiben der Korrektur für eine etwaige spätere Ausgabe (die freilich durch die Schandzeit problematisch wurde) vorbehalten. In der Fackel wird die Rubrik, in der sie verzeichnet waren, nicht mehr fortgesetzt werden, gleich der bibliographischen Notiz (über Bücher, Artikel und Notizen, die der Besprochene kaum jemals liest und deren Zusendung unerwünscht ist) und der Ausweisung von Spenden, die leider nun knapper als jene ausfiele. Irrtümer des Verfassers — wie die Nennung des Namens »Mercier« anstatt »V e r d i e r« irgendwo im Juliheft 1934 — seien auch weiterhin vermerkt.

*

Nicht unwichtig ist dagegen ein Hinweis wie der folgende, welcher dartut, daß sogar schon die amerikanischen Opfer sich der Wiener Seelenschlieferl, die in den Tagen der Inflation vor Ringstraßenhotels auf Beute gelauert haben, zu erwehren beginnen. (Eine Psychoanalin soll einen auch ihr Fremden mit den ihn befremdenden Worten angesprochen haben: »~~Nicht wahr,~~ Sie ~~sind~~ unglücklich?« Ob das Geschäft ~~entriert~~ wurde, ist nicht überliefert.)

‚American Mercury', August 1935, über »The Twilight of Psychoanalysis« (S. 387): The words of the brilliant Viennese editor, Karl Kraus, who wrote that »Psycho-analysis is the disease whose symptomes it purports to cure« are the best epitaph that can be found for a dying science.

Höchst unwichtig dafür wieder Belege des Faktums, daß Prager oder Moskauer Schmöcke zur Verehrung zurückfinden.

*

Im Programm zu »Eisenbahnheiraten« (Nr. 909—911, S. 7) fehlt die im Verzeichnis der Schroll-Ausgabe nicht mitgeteilte, aber einer dort zitierten Kritik zu entnehmende Besetzung der T h e r e s e mit Dlle. R i o n d e.

Druckfehler und Wichtigeres

Professor Maximilian Rubel (Paris) teilt mit, daß im Nachdruck seines Aufsatzes in Nr. 912—915 zwei Fehler enthalten waren; es soll auf S. 66, Z. 8 heißen: ». . . cette tradition que celui ci . . .«, ebda. Z. 20: »c'est de la langue que . . . .«

Auf diese Richtigstellung hat der Autor Anspruch. Die Leser jedoch werden ersucht, die Mitteilung von Druckfehlern, die nur ebenso selten wie unbeträchtlich sein können, als jene »Zusendungen welcher Art immer« aufzufassen, von denen auf dem Umschlag die Rede ist. Solche Fehler werden im eigenen Wirkungskreis nachträglich bemerkt und bleiben der Korrektur für eine etwaige spätere Ausgabe (die freilich durch die Schandzeit problematisch wurde) vorbehalten. In der Fackel wird die Rubrik, in der sie verzeichnet waren, nicht mehr fortgesetzt werden, gleich der bibliographischen Notiz (über Bücher, Artikel und Notizen, die der Besprochene kaum jemals liest und deren Zusendung unerwünscht ist) und der Ausweisung von Spenden, die leider nun knapper als jemd ausfiele, Irrtümer des Verfassers — wie die Nennung des Namens »Mercier« anstatt »Verdier« irgendwo im Juliheft 1934 — seien auch weiterhin vermerkt.

*

Nicht unwichtig ist dagegen ein Hinweis wie der folgende, welcher dartut, daß sogar schon die amerikanischen Opfer sich der Wiener Seelenschlieferl, die in den Tagen der Inflation vor Ringstraßenhotels auf Beute gelauert haben, zu erwehren beginnen. (Eine Psychoanalin soll einen auch ihr Fremden mit den ihn befremdenden Worten angesprochen haben: »Fühlen Sie sich nicht unglücklich?« Ob das Geschäft perfekt wurde, ist nicht überliefert.) Manche, und die miesesten, sind hinübergegangen, um sich an der Quelle zu etablieren. (Wie nach der »Reise in den Mond«, wo auch Charlatane auftreten, die es aber hienieden noch nicht waren.) Amerika hatte es besser als unser Kontinent, das alte, wiewohl es sich späterhin nicht mehr so sehr für Schlösser und Basalte als für Psychoanalyse zu interessieren [illegible] offenbar ein Austauschgeschäft im Hinblick auf die Kartoffel, welche der Drake nach Europa gebracht hat, die aber weniger nahrhaft ist als der Dreck, der dafür nach Amerika gebracht wurde. Schließlich jedoch übersättigt man sich an allem. Da

nämlich bekanntermaßen nebst der Fülle von Unbewußtem, an dem der Patient zu leiden hat, das Bewußtsein der Bezahlung einen wesentlichen Bestandteil der Therapeutik bildet und ihm womöglich noch länger erhalten bleiben muß — ganz im Gegensatz zu allen andern Krankheiten —, so beginnen selbst die reichsten Amerikaner allmählich gesund zu werden. Für den Heilungsprozeß, der sich da vollzieht, ist gewiß ein Geständnis wie das folgende ein nicht unwichtiges Symptom:

‚American Mercury', August 1935, über »The Twilight of Psychoanalysis« (S. 387): The words of the brilliant Viennese editor, Karl Kraus, who wrote that »Psycho-analysis is the disease whose symptomes it purports to cure« are the best epitaph that can be found for a dying science.

Höchst unwichtig dafür wieder, und nicht zuzusenden: Belege des Faktums, daß Prager oder Moskauer Schmöcke ~~zur Verehrung~~ zurückfinden. Die ~~andern, die~~ noch immer meinen, daß man mit ihnen jemals die Meinung geteilt hat, sollen — noch bevor sie als Phönixeln aus dem Weltbrand aufsteigen — ihren Teil zurückbekommen, und so, daß ihnen Hören, Sehen, Polemik und Satire gegen den vergehen wird, von dem sie es so miserabel gelernt haben. »Ick dementiere mir!« hat, sagt man, einst ein Totgesagter gesagt. Ich tue desgleichen und füge noch hinzu: Ick widerspreche mir. Auch wenn die Trotzbuben, die es einst als Element, Motiv und großes Thema der Fackel genossen haben, mir's nicht mehr erlauben wollen. Nur darin habe ich mir nie widersprochen, daß die Entgangenheit besser war als die Widerwart.

nämlich bekanntermaßen nebst der Fülle von Unbewußtem, an dem der Patient zu leiden hat, das Bewußtsein der Bezahlung einen wesentlichen Bestandteil der Therapeutik bildet und ihm womöglich noch länger erhalten bleiben muß — ganz im Gegensatz zu allen anderen Krankheiten —, so beginnen selbst die reichsten Amerikaner allmählich gesund zu werden. Für den Heilungsprozeß, der sich da vollzieht, ist gewiß ein Geständnis wie das folgende ein nicht unwichtiges Symptom:

‚American Mercury', August 1935, über »The Twilight of Psychoanalysis« (S. 387): The words of the brilliant Viennese editor, Karl Kraus, who wrote that »Psycho-analysis is the disease whose symptomes it purports to cure« are the best epitaph that can be found for a dying science.

Höchst unwichtig dafür wieder, und nicht zuzusenden: Belege des Faktums, daß Prager oder Moskauer Schmöcke zur Verehrung zurückfinden. Die andern, die noch immer meinen, daß man mit ihnen jemals die Meinung geteilt hat, sollen — noch bevor sie als Phönixeln aus dem Weltbrand aufsteigen — ihren Teil zurückbekommen, und so, daß ihnen Hören, Sehen, Polemik und Satire gegen den vergehen wird, von dem sie es so miserabel gelernt haben. »Ick dementiere mir!« hat, sagt man, einst ein Totgesagter gesagt. Ich tue desgleichen und füge noch hinzu: Ich widerspreche mir. Auch wenn die Trotzbuben, die es einst als Element, Motiv und großes Thema der Fackel ~~anerkannt~~ haben, mir's nicht mehr erlauben wollen. Nur darin habe ich mir nie widersprochen, daß die Entgangenheit besser war als die Widerwart.

*

Im Programm zu »Eisenbahnheiraten« (Nr. 909—911, S. 7) fehlt die im Verzeichnis der Schroll-Ausgabe nicht mitgeteilte, aber einer dort zitierten Kritik zu entnehmende Besetzung der Therese mit Dlle. Rionde.

nämlich bekanntermaßen nebst der Fülle von Unbewußtem, an dem der Patient zu leiden hat, das Bewußtsein der Bezahlung einen wesentlichen Bestandteil der Therapeutik bildet und ihm womöglich noch länger erhalten bleiben muß — ganz im Gegensatz zu allen anderen Krankheiten —, so beginnen selbst die reichsten Amerikaner allmählich gesund zu werden. Für den Heilungsprozeß, der sich da vollzieht, ist gewiß ein Geständnis wie das folgende ein nicht unwichtiges Symptom:

‚American Mercury', August 1935, über »The Twilight of Psychoanalysis« (S. 387): The words of the brilliant Viennese editor, Karl Kraus, who wrote that »Psycho-analysis is the disease whose symptomes it purports to cure« are the best epitaph that can be found for a dying science.

Höchst unwichtig dafür wieder, und nicht zuzusenden: Belege des Faktums, daß Prager oder Moskauer Schmöcke zur Verehrung zurückfinden. Die andern, die noch immer meinen, daß man mit ihnen jemals die Meinung geteilt hat, sollen — noch bevor sie als Phönixeln aus dem Weltbrand aufsteigen — ihren Teil zurückbekommen, und so, daß ihnen Hören, Sehen, Polemik und Satire gegen den vergehen wird, von dem sie es so miserabel gelernt haben. »Ick dementiere mir!« hat, sagt man, einst ein Totgesagter gesagt. Ich tue desgleichen und füge noch hinzu: Ik widerspreche mir. Auch wenn die Trotzbuben, die es einst als Element, Motiv und großes Thema der Fackel genossen haben, mir's nicht mehr erlauben wollen. Nur darin habe ich mir nie widersprochen, daß die Entgangenheit besser war als die Widerwart.

*

Im Programm zu »Eisenbahnheiraten« (Nr. 909—911, S. 7) fehlt die im Verzeichnis der Schroll-Ausgabe nicht mitgeteilte, aber einer dort zitierten Kritik zu entnehmende Besetzung der Therese mit Dlle. Rionde.

2

nämlich bekanntermaßen nebst der Fülle von Unbewußtem, an dem der Patient zu leiden hat, das Bewußtsein der Bezahlung einen wesentlichen Bestandteil der Therapeutik bildet und ihm womöglich noch länger erhalten bleiben muß — ganz im Gegensatz zu allen andern Krankheiten —, so beginnen selbst die reichsten Amerikaner allmählich gesund zu werden. Für den Heilungsprozeß, der sich da vollzieht, ist gewiß ein Geständnis wie das folgende ein nicht unwichtiges Symptom:

‚American Mercury', August 1935, über »The Twilight of Psychoanalysis« (S. 387): The words of the brilliant Viennese editor, Karl Kraus, who wrote that »Psycho-analysis is the disease whose symptomes it purports to cure« are the best epitaph that can be found for a dying science.

Höchst unwichtig dafür wieder, und nicht zuzusenden: Belege des Faktums, daß Prager oder Moskauer Schmöcke im Haß verharren oder zur Liebe zurückfinden. Hat man so etwas ~~freilich~~ angeschaut, wird's leider wichtig. Die noch immer meinen, daß man mit ihnen jemals die Meinung geteilt hat, sollen — noch bevor sie als Phönixeln aus dem Weltbrand aufsteigen — ihren Teil zurückbekommen, und so, daß ihnen Hören, Sehen, Polemik und Satire gegen den vergehen wird, von dem sie es so miserabel gelernt haben. (Ein Vorschuß folgt sogleich.) »Ick dementiere mir!« hat, sagt man, einst ein Totgesagter gesagt. Ich tue desgleichen und füge noch hinzu: Ick widerspreche mir. Auch wenn/ die Trotzbuben, die es einst als Element, Motiv und großes Thema der Fackel genossen haben, ~~mir's~~ nicht mehr erlauben wollen. Nur darin habe ich mir nie widersprochen/ daß die Entgangenheit besser war als die Widerwart; und daß es keine Auskunft gibt.

nämlich bekanntermaßen nebst der Fülle von Unbewußtem, an dem der Patient zu leiden hat, das Bewußtsein der Bezahlung einen wesentlichen Bestandteil der Therapeutik bildet und ihm womöglich noch länger erhalten bleiben muß — ganz im Gegensatz zu allen andern Krankheiten —, so beginnen selbst die reichsten Amerikaner allmählich gesund zu werden. Für den Heilungsprozeß, der sich da vollzieht, ist gewiß ein Geständnis wie das folgende ein nicht unwichtiges Symptom:

‚American Mercury', August 1935, über »The Twilight of Psychoanalysis« (S. 387): The words of the brilliant Viennese editor, Karl Kraus, who wrote that »Psycho-analysis is the disease whose symptomes it purports to cure« are the best epitaph that can be found for a dying science.

Höchst unwichtig dafür wieder, und nicht zuzusenden: Belege des Faktums, daß Prager oder Moskauer Schmöcke im Haß verharren oder zur Liebe zurückfinden/ Hat man so etwas einmal angeschaut, wird's leider wichtig. Die noch immer meinen, daß man mit ihnen jemals die Meinung geteilt hat, sollen — noch bevor sie als Phönixeln aus dem Weltbrand aufsteigen — ihren Teil zurückbekommen, und so, daß ihnen Hören, Sehen, Polemik und Satire gegen den vergehen wird, von dem sie es so miserabel gelernt haben. (Ein Vorschuß folgt sogleich.) »Ick dementiere mir!« hat, sagt man einst ein Totgesagter gesagt. Ich tue desgleichen und füge noch hinzu: Ick widerspreche mir/ Auch wenn's die Trotzbuben, die es einst als Element, Motiv und großes Thema der Fackel/genossen haben, nicht mehr erlauben wollen. Nur darin habe ich mir nie widersprochen: daß die Entgangenheit besser war als die Widerwart; und daß es keine Auskunft gibt.

2

nämlich bekanntermaßen nebst der Fülle von Unbewußtem, an dem der Patient zu leiden hat, das Bewußtsein der Bezahlung einen wesentlichen Bestandteil der Therapie bildet und ihm womöglich noch länger erhalten bleiben muß — ganz im Gegensatz zu allen andern Krankheiten —, so werden allmählich selbst die reichsten Amerikaner gesund. Für den Heilungsprozeß, der sich da vollzieht, ist gewiß ein ~~Bestän~~nis wie das folgende ein nicht unwichtiges Symptom:

H Erkenntnis

‚American Mercury', August 1935, über »The Twilight of Psychoanalysis« (S. 387): The words of the brilliant Viennese editor, Karl Kraus, who wrote that »Psycho-analysis is the disease whose symptomes it purports to cure« are the best epitaph that can be found for a dying science.

*

Höchst unwichtig dafür wieder, und nicht zuzusenden: Belege des Faktums, daß Prager oder Moskauer Schmöcke im Haß verharren oder zur Liebe zurückfinden (oder daß sich beides zugleich begibt). Hat man so etwas einmal angeschaut, wird's leider wichtig. Die noch immer meinen, daß man mit ihnen jemals die Meinung geteilt habe, sollen — noch bevor sie als Phönixeln aus dem Weltbrand aufsteigen — ihren Teil zurückbekommen, und so, daß ihnen Hören, Sehen, Polemik und Satire gegen den vergehen wird, von dem sie es so miserabel gelernt haben. (Ein Vorschuß folgt sogleich.) »Ick dementiere mir!« hat, sagt man, einst ein Totgesagter gesagt. Ich tue desgleichen und füge noch hinzu: Ick widerspreche mir! Auch wenn's die Trotzbuben, die es einst als Element, Motiv und großes Thema der Fackel — scheinbar — genossen haben, nicht mehr erlauben wollen. Nur darin habe ich mir nie widersprochen: daß die Entgangenheit besser war als die Widerwart; und daß es keine Auskunft gibt.

20

nämlich bekanntermaßen nebst der Fülle von Unbewußtem, an dem der Patient zu leiden hat, das Bewußtsein der Bezahlung einen wesentlichen Bestandteil der Therapie bildet und ihm womöglich noch länger erhalten bleiben muß — ganz im Gegensatz zu allen andern Krankheiten —, so werden allmählich selbst die reichsten Amerikaner gesund. Für den Heilungsprozeß, der sich da vollzieht, ist gewiß ein Bekenntnis wie das folgende ein nicht ~~unwichtiges~~ Symptom:

‚American Mercury', August 1935, über »The Twilight of Psychoanalysis« (S. 387): The words of the brilliant Viennese editor, Karl Kraus, who wrote that »Psycho-analysis is the disease whose symptomes it purports to cure« are the best epitaph that can be found for a dying science.

*

Höchst unwichtig dafür wieder, und nicht zuzusenden: Belege des Faktums, daß Prager oder Moskauer Schmöcke im Haß verharren oder zur Liebe zurückfinden (oder daß sich beides zugleich begibt). Hat man so etwas einmal angeschaut, wird's leider wichtig. Die noch immer meinen, daß man mit ihnen jemals die Meinung geteilt habe, sollen — noch bevor sie als Phönixeln aus dem Weltbrand aufsteigen — ihren Teil zurückbekommen, und so, daß ihnen Hören, Sehen, Polemik und Satire gegen den vergehen wird, von dem sie ~~es~~ so miserabel gelernt haben. (Ein Vorschuß folgt sogleich.) »Ick dementiere mir!« hat, sagt man, einst ein Totgesagter gesagt. Ich tue desgleichen und füge noch hinzu: Ick widerspreche mir! Auch wenn's die Trotzbuben, die es einst als Element, Motiv und großes Thema der Fackel — scheinbar — genossen haben, nicht mehr erlauben wollen. Nur darin habe ich mir nie widersprochen: daß ~~die Ver~~gangenheit besser war als die Widerwart; und daß es keine Auskunft gibt.

Aus »Pariser Theatereindrücke« von
Otto Brahm.

~~Erschienen in~~ (Nation) Juni/Juli 1888

Die Vorstellung von Offenbachs »Prinzessin von Trapezunt« in den »Variétés« hat mir eine Vorstellung davon gegeben, was die Pariser Operette in ihrer guten Zeit, als der Übermut noch lustig und die Frechheit noch geistreich war, gewesen sein muß. Die ganze Lebenslust des zweiten Kaiserreiches, die unverwüstliche gaîté der Franzosen, hat sich in dieser Gattung zur Darstellung gebracht. Während heute die Operette auf der einen Seite nach dem Stil der Großen Oper töricht hinstrebt und durch Massenwirkungen und Evolutionen alle intimeren Wirkungen abschneidet, und während sie auf der anderen Seite in die pure, trottelhafte Karikatur hineingeraten ist, die jeden Menschen mit gesunden fünf Sinnen abstoßen muß, herrscht hier noch die wogende Lustigkeit einer toll gewordenen Phantasie, der es bei aller Zügellosigkeit dennoch nicht an gesunder Satire fehlt. Dieser über Nacht reich gewordene Akrobat Cabriolo, der sich einen Grafen nennt und den großen Herrn spielt, mit burleskem Ungeschick — war er nicht in napoleonischen Tagen allen eine bekannte Figur, wenn man ihn aus dem Stil der Operette und des Märchens in den Ton der Wirklichkeit übertrug? Und dieser arme Sparadrap, der als fürstlicher Hofmeister so viel Scherze und Strafen und Schläge über sich ergehen lassen muß — kann es nicht inmitten all des lustigen Trubels uns nachdenklich stimmen, das bedrängte, gestoßene Menschenkind? So stark auch die Übertreibungen hier sind, die Wahrheit des Lebens schimmert doch durch alle Hüllen durch; und mehr Beobachtung, mehr Natur und Fülle des Seins finde ich in Werken dieser Art, als in den vielgerühmten technischen Meisterstücken des Herrn Sardou.

Was aber den hinreißenden Eindruck hier vollendet, das ist die Kunst und Heiterkeit der Darstellung. — — — — — — — — —

Eine so geistreiche, originale Natur, eine so vornehme, kluge Künstlerin wie Madame Judic nimmt den Vergleich mit allen Genossen, innerhalb und außerhalb Frankreichs, auf; und die Unmittelbarkeit dieser Begabung haben weder die Jahre noch die zunehmende Fülle der Leiblichkeit schädigen können. Der Pariser spottet wohl, wenn er im Foyer wandelt, über die »Mère Judic«, aber sobald er wieder in den Saal tritt, schwindet seine Blasiertheit, und mit der ganzen Anhänglichkeit an seine Lieblinge, die ihn auszeichnet, und mit der Sicherheit seines Theaterinstinktes erkennt er die unvergleichliche Anmut und Kunst dieser Schauspielerin. Liebenswürdig ist sie immer; bezaubernd ist sie, wenn sie lacht. Wie bleibt sie diskret im Übermut, wie gleiten ihr die leichten Melodien leicht und glitzernd von den Lippen, Perlen gleich. Wenn sie mit den einfachsten Mitteln, mit einer halben Geste, einem Blick in der »Angot« die Rivalin zurückweist, wenn sie mit ruhiger Verachtung der pariserisch-zügellosen Mademoiselle Granier das improvisierte Wort entgegenwirft: la rue! — so empfindet man, daß sich hier in der Tat die Rollen und die Personen decken und daß sich die Königin der Operette der andrängenden Gaminerie würdig und graziös entgegenstellt.

193

Aus »Pariser Theatereindrücke« von
Otto Brahm /
(‚Die Nation' Juni / Juli 1888)

Die Vorstellung von Offenbachs »Prinzessin von Trapezunt« in den »Variétés« hat mir eine Vorstellung davon gegeben, was die Pariser Operette in ihrer guten Zeit, als der Übermut noch lustig und die Frechheit noch geistreich war, gewesen sein muß. Die ganze Lebenslust des zweiten Kaiserreiches, die unverwüstliche gaîté der Franzosen, hat sich in dieser Gattung zur Darstellung gebracht. Während heute die Operette auf der einen Seite nach dem Stil der Großen Oper töricht hinstrebt (Anm.: Schon der spätere Millöcker, lange vor Lehar) und durch Massenwirkungen und Evolutionen alle intimeren Wirkungen abschneidet, und während sie auf der anderen Seite in die pure, trottelhafte Karikatur hineingeraten ist, die jeden Menschen mit gesunden fünf Sinnen abstoßen muß, herrscht hier noch die wogende Lustigkeit einer toll gewordenen Phantasie, der es bei aller Zügellosigkeit dennoch nicht an gesunder Satire fehlt. Dieser über Nacht reich gewordene Akrobat Cabriolo, der sich einen Grafen nennt und den großen Herrn spielt, mit burleskem Ungeschick — war er nicht in napoleonischen Tagen allen eine bekannte Figur, wenn man ihn aus dem Stil der Operette und des Märchens in den Ton der Wirklichkeit übertrug? Und dieser arme Sparadrap, der als fürstlicher Hofmeister so viel Scherze und Strafen und Schläge über sich ergehen lassen muß — kann es nicht inmitten all des lustigen Trubels uns nachdenklich stimmen, das bedrängte, gestoßene Menschenkind? So stark auch die Übertreibungen hier sind, die Wahrheit des Lebens schimmert doch durch alle Hüllen durch; und mehr Beobachtung, mehr Natur und Fülle des Seins finde ich in Werken dieser Art, als in den vielgerühmten technischen Meisterstücken des Herrn Sardou.

Was aber den hinreißenden Eindruck hier vollendet, das ist die Kunst und Heiterkeit der Darstellung.

Eine so geistreiche, originale Natur, eine so vornehme, kluge Künstlerin wie Madame Judic nimmt den Vergleich mit allen Genossen, innerhalb und außerhalb Frankreichs, auf; und die Unmittelbarkeit dieser Begabung haben weder die Jahre noch die zunehmende Fülle der Leiblichkeit schädigen können. Der Pariser spottet wohl, wenn er im Foyer wandelt, über die »Mère Judic«, aber sobald er wieder in den Saal tritt, schwindet seine Blasiertheit, und mit der ganzen Anhänglichkeit an seine Lieblinge, die ihn auszeichnet, und mit der Sicherheit seines Theaterinstinktes erkennt er die unvergleichliche Anmut und Kunst dieser Schauspielerin. Liebenswürdig ist sie immer; bezaubernd ist sie, wenn sie lacht. Wie bleibt sie diskret im Übermut, wie gleiten ihr die leichten Melodien leicht und glitzernd von den Lippen, Perlen gleich. Wenn sie mit den einfachsten Mitteln, mit einer halben Geste, einem Blick, in der »Angot« die Rivalin zurückweist, wenn sie mit ruhiger Verachtung der pariserisch-zügellosen Mademoiselle Granier das improvisierte Wort entgegenwirft: la rue! — so empfindet man, daß sich hier in der Tat die Rollen und die Personen decken und daß sich die Königin der Operette der andrängenden Gaminerie würdig und graziös entgegenstellt.

WIENER STADTBIBLIOTHEK